

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 84 (1988)

Heft: 1-2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

ALOIS STADLER: Die Beschreibung des Kantons St. Gallen in den Neujahrsblättern des Wissenschaftlichen Vereins 1828–1836. Hg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen. St. Gallen: Verlagsgemeinschaft St. Gallen 1987. 186 S., mit mehrfarbiger Schülerkarte der Kantone St. Gallen und Appenzell von 1840, (127. Neujahrsblatt).

In den Jahren 1827 bis 1837 brachte der Wissenschaftliche Verein der Stadt St. Gallen eine Reihe von Neujahrsblättern heraus und schilderte darin die Landschaften des noch jungen Kantons. Eröffnet wurde die Reihe mit einem Heft über die Ritterzeit und abgeschlossen mit einem Lebensbild Karl Müller-Friedbergs. Der Verein verfolgte damit ungefähr die gleichen Ziele wie heute der Kantonale Lehrmittelverlag mit dem erst kürzlich in 4. Auflage erschienenen Heimatbuch «St. Gallerland».

Der Historische Verein des Kantons St. Gallen hat nun die acht Hefte zusammengefasst und neu ediert. In einer 24 Seiten zählenden Einleitung stellt Alois Stadler den Wissenschaftlichen Verein und seine Autoren vor und untersucht die Texte auf ihre historische Substanz. Im ersten Teil der in sich abgeschlossenen Hefte geht es jeweils um die geographische Situierung der dargestellten Landschaft, und im zweiten Teil werden die einzelnen Ortschaften beschrieben. Beim Lesen glaubt man heute noch etwas von der Lust der Verfasser am erwanderten «Vaterland» und von der Freude und Genugtuung über die einsetzende Industrialisierung und die fortschreitende Verbesserung des Schulwesens zu spüren. Die kulturellen Aspekte kommen dabei allerdings zu kurz. Über das Leben in den Städten und Dörfern oder gar in den Familien erfährt der Leser so gut wie nichts. Der Kanton scheint überhaupt keine politischen, sozialen oder religiösen Probleme gekannt zu haben. Die Verfasser beschränkten sich grundsätzlich auf das Positive. «... alle Art von Kultur wird je länger je mehr gefördert und geübt. Das Volk ist wohlhabend», heisst es am Schluss des Abschnitts über Industrie und Handel im Unter- und Altgotgenburg.

Dieses auffällende Ungleichgewicht veranlasste Alois Stadler, den in den Heften nicht namentlich genannten Autoren nachzugehen. Es handelt sich dabei um den Präsidenten des Wissenschaftlichen Vereins, Peter Scheitlin (1779–1848), und die ihm freundschaftlich verbundenen Brüder Johann Jakob (1800–1851) und Daniel Bernet (1803–1868). Sie entstammten wohlhabenden Bürgerfamilien der Stadt, genossen eine höhere Bildung und zeichneten sich durch grossen Fleiss aus. Ihre Hingabe galt aber ausschliesslich dem allmählich erstarkenden Kanton und der Stadt. Für Herkömmliches, Ländliches oder gar Andersartiges brachten sie kein Verständnis auf. An alles wurde der Massstab der Stadt gelegt. Parallel zu dieser offensichtlichen Einseitigkeit in der Betrachtungsweise unterliefen ihnen auch zahlreiche Ungenauigkeiten und Fehler. Stadler macht darauf aufmerksam und verweist auch im laufenden Text hilfreich auf den heutigen Wissensstand. Auch was den Stil und die benützten Quellen anbelangt, müssen sich die drei Verfasser einige Bemerkungen gefallen lassen. Und dennoch freut man sich über den Nachdruck der schon seit Jahren nicht mehr erhältlichen Reihe. Die Lektüre regt immer wieder zu Vergleichen mit den heutigen Verhältnissen an und ist – der besagten Mängel zum Trotz – interessant und streckenweise sogar unterhaltsam. Die Neuauflage wurde zudem mit zahlreichen Ansichten aus der Zeit und einem ausführlichen Register sowie einer farbigen Schülerkarte aus dem Jahre 1840 bereichert. Die Einleitung und die beigegebenen quellenkritischen Anmerkungen von Alois Stadler könnten den um Nachdrucke bemühten Verlegern als Muster empfohlen werden.

Alois Senti

GOTTSCHER VOLKSLIEDER. Band III: Weltliche Lieder, Volkstänze, Nachträge zu Band I. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich und Wolfgang Suppan. Mainz: Schott's Söhne 1984. 567 S., zahlreiche Notenbeispiele.

Gut Ding will Weile haben! In diesem Fall hat sich die Geduld gelohnt. Mit dem vorliegenden Band III (Bd. I 1969, Bd. II 1972) wurde die Gesamtausgabe der Gott-

scheer Volkslieder zu einem Abschluss gebracht. Damit wird nun erstmals die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem gesamten Liedgut einer deutschen Sprachinsel möglich. Haben doch mittlerweile die politischen Ereignisse einen endgültigen Schlussstrich unter alle Sammlungstätigkeit gezogen, die im vorliegenden Fall bereits 1902 begonnen hatte.

Wie in den vorausgehenden Bänden auch hat man sich wieder bemüht, die Materialbasis um den Kern der Edition – die Sammlung von Hans Tschinkel – zu erweitern; dies ist u.a. gelungen mit der Einbeziehung des Nachlasses von Kurt Huber und der Sammlung von Gerd Ochs aus München. Dass die Bestände des Freiburger Archives und ältere Sammlungen (vor allem von Karl Horak) mitherangezogen wurden, versteht sich von selbst. Auch sonst wurden die bislang bewährten Editionsprinzipien nicht geändert (Transkription mundartlicher Texte, Mitteilung der Melodien, Anführung von Aufzeichnungsjahr, Vorsänger und Belegort, Abdruck sämtlicher Varianten). Die Aufrechterhaltung dieses Standards ist um so beachtlicher, als die beiden Herausgeber (Brednich und Suppan) mittlerweile Freiburg/Br. als den Ort ihrer gemeinsamen Tätigkeit verlassen haben. An dieser Tatsache wird hoffentlich die Herausgabe des Bandes IV, der die gesamte Edition abschliessen soll, nicht scheitern! Denn erst wenn der wissenschaftliche Apparat, der für diesen vierten Band vorgesehen ist, vorliegt, wird man das ganze Gewicht dieser Edition ausschöpfen können (Arten der Überlieferung, literarische und musikalische Abhängigkeiten, soziale Einbindung, inhaltliche Erläuterung). Gelegentliche Ansätze eines begleitenden Kommentars wurden im vorliegenden Band lediglich vorgesehen bei den Brauchtumsliedern und den von gesprochenen und gesungenen Versen begleiteten Kinderspielen. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem neuen Material hat übrigens bereits begonnen (vgl. den Aufsatz von Martin Ruch im Jahrbuch für Volksliedforschung 27/28 von 1982/83).

Gegenüber den Liedern in den ersten beiden Bänden der Edition (Volksballaden und geistliche Lieder) ist nun der Anteil an Liedern in hochdeutscher Version erheblich grösser. Hier zeigt sich der beachtliche kulturelle Zusammenhang der abgelegenen Sprachinsel mit dem deutschen Sprachraum. Und es ist den Autoren hoch anzurechnen, dass sie weder «Lieder aus der Küche» noch Wandervogel-bewegtes Liedgut ausgeschieden haben, wenn es sich in den Aufzeichnungen fand. Den Stellenwert der wenigen Tanzmelodien (fast durchweg Walzer und Polka) und der auffallend geringen Anzahl von Vierzeilern kann man allerdings nicht recht abschätzen. Auch hier steht, von dem künftigen Band IV eine Klärung zu hoffen!?

Walter Hartinger

EMILY GERSTNER-HIRZEL: Reime, Gebete, Lieder und Spiele aus Bosco Gurin. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 1986. 206 S., Noten (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 69).

Hermann Bausinger hat in seinem Buch *Volkskunde* darauf aufmerksam gemacht, dass dieses museal wirkende Fach durch Erkennen und Untersuchen von funktionalen Äquivalenten zu Märchen, Sage, Volkslied und -brauch belebt werden kann, da heute manche Produkte der Massenkultur ähnlichen psychischen und sozialen Bedürfnissen entsprechen wie die soeben genannten Gegenstände der «klassischen» Volkskunde – Produkte, die übrigens im traditionellen Verständnis des Fachs weitgehend ausgeklammert blieben. Daher entspricht es zeitgemässer Betrachtungsweise, wenn Emily Gerstner-Hirzel in ihrer neuen Arbeit über Bosco Gurin bei einer Begriffserweiterung ansetzt: Unter «dorfeigenem» Material versteht sie alles, was gesungen und weitergegeben wird, ungeachtet dessen, ob die Lieder z. B. autochthon sind oder nicht. Damit widerspricht sie Tobias Tomamichel, der in seinem Gurinerbuch bedauert, dass es da praktisch keine «dem Dorfe eigenen» Volkslieder gäbe. In ihrem Vorwort weist die Verfasserin auf eine Vielfalt von tatsächlich Gesungenem hin, aus der sie allerdings Schlager, Cowboy- und Kunstlied sowie fremdes Volkslied keineswegs ausschliesst. Sie teilt dementsprechend in ihrem Buch «assimiliertes», mehr oder weniger angeeignetes Liedergut ebenfalls mit.

Neben diesem Durchbruch ehemals befestigter Grenzen zwischen Eigenem und Fremdem sowie zwischen Volkslied und Kunstlied/Schlager (und im engen Zusammenhang damit) wird auch an einem anderen Begriff der klassischen Volkskunde gerüttelt: an dem der Gemeinschaft als Traditionsbewahrerin, in der «aufgepfropfte» Lieder als Zeichen der Überfremdung galten. Frau Gerstner zeigt nun, dass gerade die deutsche Sprachinsel Bosco Gurin ihre muttersprachlichen Lieder angesichts des italienischen Einflusses hauptsächlich durch aussergemeinschaftliche Kontakte bewahren und auffrischen kann: in der Ausbildung und im Militärdienst sowie durch Gäste in bzw. aus der deutschen Schweiz.

Und doch kommt eine solche Arbeit, auch wenn sie dem Weg von der «Altertumsforschung zur Kulturanalyse» folgt, nicht um die Problematik einer «Reliktforschung» herum. Wie die Verfasserin selber bemerkt: Die Sammlung stellt das Guriner Repertoire als retrospektive Auswahl dar. Die Liederhefte können von ihren Besitzern nicht immer entziffert werden, und die mündlich vorgetragenen Lieder stammen oft von passiven Traditionsträgern. Abzählreime und Spieltexte sind heute durchwegs italienisch, und einiges wird nur durch Folklorismus belebt. Gleichwohl ist die Dynamik von Aussterben und Tradition kompliziert: Manche Gebete und Lieder aus vergilbten und verstaubten Andachts- und Gesangbüchern leben nur mündlich fort.

Nicht nur der Gegenstand, auch die Medien der Überlieferung passen sich an die neuen Verhältnisse an: Schrift, Rundfunk, Schallplatte unterstützen und ergänzen die Mündlichkeit. Das Korpus setzt sich aus älteren und jüngeren handschriftlichen Liederheften, aus Stücken aus A. Baragiolas Sammlung (1891) und aus Tonbandaufnahmen zusammen. Das Hauptgewicht liegt bei den Kinder- und Volksreimen; Gebete, mehrstrophige (erbauliche und unterhaltende) Lieder ergänzen diesen Querschnitt. Da Bosco Gurin das einzige deutschsprachige Dorf der italienischen Schweiz ist, kommt der Transliteration der Texte eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu: Die Verfasserin gibt das Gurinerdeutsch und die Guriner Schriftsprache samt Mundartschwankungen und mit charakteristischen Abweichungen der jungen und der alten Gewährsleute wieder.

Katalin Horn

RÜDIGER VOSSEN / WILHELM EBERT: Marokkanische Töpferei: Töpferorte und -zentren. Eine Landesaufnahme (1980) = Poterie Marocaine: Localités de potiers et centres de poterie. Un inventaire sur tout le pays (1980). Bonn: Habelt 1986. 549 S., Abb., Karten, Ortsregister.

«Die Vorstellung der Töpferorte und -zentren in dieser standardisierten Form ist in erster Linie Orientierungs- und Nachschlageangebot sowie als Basis für spätere vergleichende Auswertung gedacht.» In klarer, übersichtlicher Weise stellen die Autoren Rüdiger Vossen und Wilhelm Ebert auf deutsch und in französischer Übersetzung einen Grossteil der marokkanischen Töpferorte der Küstengebiete, des Berglandes und der Oasenregion vor. Neben der Erhebungstechnik der Photographie wurde die Technik des Fragebogens angewendet.

Insgesamt werden 259 Töpferorte näher vorgestellt, wovon über 200 von den Autoren und ihrem Team exploriert worden sind. Töpfereigeographisch zeichnet sich ein Schwerpunkt im Rif ab, das im Norden bis vor Tanger und im Süden und Südosten bis vor Fès und Taza reicht. In dieser vorwiegend von Berberstämmen bewohnten Region herrscht im Gegensatz zu den übrigen Regionen die Frauentöpferei vor.

Der vorliegende Band stellt laut Vossen und Ebert die erste landesweite Bestandaufnahme der marokkanischen Töpferei dar. Kurzinformationen, Phototafeln zu den einzelnen Töpferorten und Kartenskizzen bilden den Hauptteil des Werkes. Die Kurzinformationen folgen dem Frage- und Erhebungsbogen und geben in knapper, leicht verständlicher Sprache Auskunft zunächst über geographische und verwaltungstechnische, ethische und soziale Charakteristika der verschiedenen Töpferorte, dann aber auch über personelle, wirtschaftliche, technologische und ergologische Charakteristika der jeweiligen Töpferei. Erfahrungsberichte über die

durchgeführte Forschung finden jedoch nur spärlich in Zusammenhang mit Schwierigkeiten bei der Erhebung Eingang in die umfangreiche Materialiensammlung.

Die Phototafeln geben einen detaillierten Einblick in die Techniken, Formen und Anwendungsbereiche der marokkanischen Töpferei. Die Bilder dokumentieren auch die in den Handwerkshaushalten praktizierte alters- und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, so z. B. die Zusammenarbeit von Mutter und Tochter oder Töpfermeister und noch jungem Gehilfen. Hinter der Summe der photographischen Einzelheiten lassen sich Grundmuster der sozialen Beziehungen im Umfeld der Töpferei erkennen. Insbesondere die Photographien der Töpferinnen und Töpfer mit ihrer Ware, aufgenommen im Gehöft, beim Transport oder auf lokalen Märkten, regen Betrachterin und Betrachter zu Vermutungen über die Wertschätzung der eigenen Produktion und die damit verbundene arbeitsbezogene Selbsteinschätzung an. Die Textinformationen zu den einzelnen Photos sind m. E. allzu knapp gehalten. Die Bedeutung vieler photographisch abgebildeter Einzelheiten bleibt in der Folge unklar.

Mehrere Töpferorte, die kleinere nachbarschaftlich verbundene Einheiten bilden, werden zur raschen Veranschaulichung kartographisch dargestellt. Die Kartenskizzen geben auch Auskunft über die lokalen Strassen- und Pistenverhältnisse. An diesem Punkt beschleicht mich ein gewisses Unbehagen: Die Autoren haben sich mit dieser Publikation u. a. zum Ziel gesetzt, die zum Teil abgelegenen, schwer zugänglichen Töpfer- und Marktorde ausländischen Interessenten zugänglich zu machen. Handwerk und Handel sollen gefördert werden, und gleichzeitig wird versucht, der in den zuständigen einheimischen Institutionen verbreiteten geringen Wertschätzung der traditionellen Keramikproduktion entgegenzuwirken. Ob aber die Töpferei, die eng an die vorindustrielle bäuerliche Wirtschafts- und Arbeitsweise gebunden ist, künftig auch ohne die traditionellen Absatzgebiete lebensfähig ist, scheint mir fragwürdig zu sein.

Zu wenig genau erfasst wird in dieser Studie der Standpunkt der betroffenen Töpferinnen und Töpfer. In diesem Sinne wäre es interessant und wichtig, einerseits die subjektive Bedeutung der Keramik aufgrund von Aussagen der Produzenten und Produzentinnen wiederzugeben und andererseits auch den kulturellen Wandel, der sich in der Töpferei deutlich abzeichnet, aufzuzeigen.

Rebekka Wild

FELDFORSCHUNG HEUTE. Protokoll der Arbeitstagung der Kommission für Lied-, Tanz- und Musikforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V. vom 26. September bis 2. Oktober 1980 in Aichwald. Hg. von Gisela Probst-Effah. Neuss: Institut für Musikalische Volkskunde 1983. 170 S., 7 Notenbeispiele (Veröffentlichung der Universität Düsseldorf).

Wer wie die Unterzeichnete Feldforschungen zur musikalischen Volkskunde unternommen hat, weiss, dass man sich das «Know-how» der Befragung und musikalischen Aufzeichnung bislang empirisch erarbeiten musste. Seit 1977 steht das amerikanische Standardwerk «Manual for Multi-Cultural and Ethnic Studies» von Henry Ferguson zwar als Anleitung zur Verfügung, aber im deutschen Sprachraum diskutierten die 37 Teilnehmer anlässlich der Tagung in Aichwald unseres Wissens zum erstenmal methodologische und praktische Probleme eines zeitgemässen Sammelns von Volksliedern. Der Leser des Tagungsberichtes begrüsst es, dass nicht nur die zehn Referate, sondern dank der mühevollen Arbeit von Frau Marlo Bloemerts auch die jeweils nachfolgenden Diskussionen in komprimierter Fassung abgedruckt vorliegen.

In einer bewundernswert knappen «Einführung in den Problemkreis» unterscheidet *Ernst Klusen* ein «objekt-, subjekt- oder sozialbezogenes Forscherinteresse». Das Sammeln, Redigieren und Publizieren entweder unter «anwendungsbezogenen oder wissenschaftlichen Gesichtspunkten» von Liedern und Instrumentalmusik ordnet Klusen der objektbezogenen seit 200 Jahren bekannten Forschungsart zu. Seit einigen Jahren spielt eine biographische Methode mit der zentralen Frage «Wer singt?» ihre berechnete, subjektbezogene Rolle. Bei den sogenannten «Fussballiedern» und

bei Liedparodien, die bei Besetzungen von Atomkraftwerken durch deren Gegner angestimmt werden, wird vermehrt das sozialbezogene Interesse an einer menschlichen Gruppe angesprochen.

An diese Liedobjekte als «Dokumente schichtenspezifischer Verhaltensweisen» knüpfen vor allem *Renate Brockpähler* («Feldforschung im Bereich des politischen Liedes») und *Wilhelm Schepping* («Empirische Forschung in speziellen Bereichen des usuellen und funktionellen Singens der Gegenwart: Schule und Kirche, Brauchtum und Sportstadion») an. «Musik bei Platzbesetzungen» ist seit Wyhl ein neues Thema für die Volkskunde. Diese «Gebrauchslieder mit klarer Funktion» lassen sich aber nur mit «Hindernissen auf dem Hintergrund der Angst» dokumentieren. Dieses «Singen als Gruppenprozess» scheint uns von erschreckender Aktualität, erinnert in langen Liedparodien (in der «anderen Wacht am Rhein» wurden z. B. 92 verschiedene Strophen registriert) an die vielstrophigen Täuferlieder, die ebenfalls in Not und Bedrängnis entstanden. Wilhelm Schepping breitet aus reicher Erfahrung Forschungsergebnisse aus der Schule aus und empfiehlt, das «textgebundene Singen zum Pflichtobjekt der Beobachtung» zu machen. In Befragungen von über 2000 Schülern ist es Schepping gelungen, zwischen 1976 und 1978 eine Trendwende zu dokumentieren. Waren früher traditionelle Lieder auf dem Land beliebter als in der Stadt, ziehen nun städtische Schüler traditionelle Lieder vor, während der Schlager neuerdings auf dem Land verbreiteter ist als in der Stadt. Als weiterer Schwerpunkt der Tagung in Aichwald darf der «Bericht einer Freiburger Projektgruppe» unter der Leitung von Rolf Wilhelm Brednich «Zur heutigen Situation der Volksmusik in der Oberpfalz» erwähnt werden. Die 20 Studenten schildern dabei ihre Erfahrungen, die jeder Feldforscher kennt: den Unterschied z. B. zwischen einem noch so guten Konzept und der konkreten Situation im Feld, die nie voraussehbar ist, aber auch die Begleiterscheinungen von «zuviel Alkohol» und «zu wenig Schlaf».

Günter Noll widmet sich in seinem Referat «Grenzbereiche musikalischer Volkskunde» der Strassenmusik als einer «neuen Form des öffentlichen Musizierens». In den Fussgängerzonen der Grossstädte sei die Strasse als sozialer Ort von Musikern und Publikum neu entdeckt worden. Die «Musik einer neuen Kategorie fahrenden Volkes» wäre einer Forschung durchaus würdig.

Aus langjähriger Erfahrung empfiehlt *Gerlinde Haid* in «Methodologie und Praxis der volksmusikalischen Feldforschung», «musikalische Alltagsereignisse» zu dokumentieren, weil die «Veranstaltungskultur» ohnehin von den Medien ausgestrahlt würde.

Zu den Vorarbeiten einer volksmusikalischen Feldforschung gehören dann «Aufnahmeplan» und «Sammelkonzept». Schliesslich gelte es, «gute Überlieferungsträger» zu finden. Bei der volksmusikalischen Feldforschung dürften das «Begleitprotokoll», eine «Beschreibung der Aufnahmesituation», ein «Motivbericht» und das «Sammeln zusätzlicher Quellen wie Fotos, Liederhandschriften, Instrumente usw.» nicht vergessen werden.

Wir gehen mit Gerlinde Haid einig, die in einer weiblichen Sicht aller Dinge daran erinnert, dass jede «Begegnung eine menschliche Begegnung mit allen Konsequenzen sei». Wenn Frau Haid aber behauptet, «alle technischen Verbesserungen stellten eine willkommene Arbeitserleichterung, aber nie einen echten Fortschritt dar», so möchten wir doch an den «Walkman professional» der Firma Sony und an das ECM-939 LT, ein 12 cm langes, linealdickes Mikrofon derselben Firma erinnern, ein Kassettengerät, das seit kurzem gute geheime Aufnahmen ermöglicht und somit ausgezeichnete Bedingungen zur Dokumentation traditioneller Musik geschaffen hat.

Brigitte Bachmann-Geiser

GERHARD NEWEKLOWSKY und KAROLY GAÁL: Totenklage und Erzählkultur in Stinatz im südlichen Burgenland. Kroatisch und deutsch. Wien: Gesellschaft zur Förderung slawistischer Studien 1987. 362 S., Abb. (Wiener Slawistischer Almanach, Sonderband 19).

1983 erschien der Band «Erzählgut der Kroaten aus Stinatz im südlichen Burgenland». Er ist das Resultat der Zusammenarbeit zwischen einem Sozialethnologen und einem Slawisten. Das nun vorliegende Buch «Totenklage und Erzählkultur in Stinatz» ist die Fortführung dieser interdisziplinären Zusammenarbeit. Die beiden Bände, wohl als unabhängige Werke zu betrachten, bilden gemeinsam eine Einheit.

Der Sozialethnologe Karoly Gaál hat im Rahmen eines sozialethnologischen Forschungsprojektes 1964/65 Erzählungen von Kroaten aus Stinatz in kroatischer und deutscher Sprache aufgenommen. Stinatz ist eine kleine Gemeinde im südlichen Burgenland nahe der Grenze zu Ungarn. Ihre Bewohner sind teils deutsch-, teils kroatischsprachig. Für diese Untersuchung wurde nur der kroatische Bevölkerungsteil befragt. Die Texte wurden entweder in beiden Sprachen hintereinander oder in einer der beiden Sprachen erzählt. Kroatische Erzählungen wurden wie beim ersten Band ins Deutsche übersetzt.

Bei der Analyse der Texte ergaben sich einige interessante Schlüsse: Die Erzählungen konnten von den zweisprachigen Erzählern mühelos in beiden Sprachen erzählt werden. Sie werden jedoch nicht einfach übersetzt, sondern transponiert. Die kroatischen sind unmittelbarer, intimer; die deutschen Texte hingegen exakter. Es werden präzisere Begriffe gebraucht. Es liess sich auch feststellen, dass die Erzählungen immer in der Sprache wiedergegeben wurden, in denen sie selbst erstmals gehört worden waren. Die zweite Version, egal in welcher Sprache, ist meist gestraffter, geradliniger im Handlungsablauf. Der grössere Teil des Werkes ist diesen Erzählungen gewidmet.

So bereitwillig die Einwohner von Stinatz ihre Geschichten erzählten, so zurückhaltend und ausweichend reagierten sie auf die Frage nach den Totenklagen.

Ein länger dauernder Aufenthalt Karoly Gaáls bei einer Familie in der Dorfgemeinschaft war notwendig, um die Vertrauensbasis zu schaffen, die es Gaál schliesslich ermöglichte, Klagelieder aufzuzeichnen und aufzunehmen.

In Stinatz gab es zum Zeitpunkt der Untersuchung zwei Arten von Totenklagen. Die eine Form hat den Abschied des Verstorbenen von seiner Familie und von der Dorfgemeinschaft zum Inhalt. Der Text solch eines Totenabschiedes ist in Versform gebunden und wird stets am Grab des Verstorbenen öffentlich vorgetragen. Der geschriebene Text wird in der Familie aufbewahrt. Karoly Gaál hat zahlreiche Beispiele in die vorliegende Arbeit zweisprachig aufgenommen.

Die zweite Art der Totenklage wird «Jafkat» genannt, bei der es sich um das Beweinen im eigentlichen Sinn handelt. Da sie meist von Frauen improvisiert gesungen wird, sind keine Beispiele angeführt. Der Autor hat jedoch eine sehr genaue Beschreibung der Durchführungsmodalitäten gegeben.

Leider machen auch vor diesen Erscheinungsformen die rapiden Änderungen unserer Zeit nicht halt, so dass es doppelt wertvoll ist, wenn Volksgut dieser vergänglichen Art aufgezeichnet und beschrieben wird.

Es ist zu hoffen, dass im Rahmen der Kommunikationsforschung noch weitere dieser Werke erscheinen werden.

Hans Werner Bouska

ETHNOLOGIA SLAVICA. An International Review of Slavic Ethnology. Schriftleitung: Ján Podolák, Universitas Comeniana Bratislavensis, Facultas Philosophica. Tomus XVII, 1985. Bratislava: Slovenské Pedagogické Nakladateľstvo 1987.

In der Reihe «Ethnologia Slavica» liegt nun der 17. Band vor. Auch diesmal gelang es Ján Podolák, einen inhaltlich sehr interessanten Band zu gestalten.

Šimon Ondruš, Bratislava, beschäftigte sich anlässlich des 1100sten Todesjahres von Method mit der «Tradition of Cyril and Method and Slavic Culture».

Das Grossmährische Reich erlebte zwischen 830 und 900 seine Hochblüte. 861 sandte Fürst Rostislav eine Delegation zu Papst Nikolaus I. nach Rom mit der Bitte, einen Bischof und Missionare zu senden, die die slawische Sprache schreiben und sprechen könnten. Der Papst kam dieser Bitte nicht nach. Rostislav wandte sich daraufhin mit der gleichen Bitte an den byzantinischen Herrscher Michael III. 863 sandte Michael die beiden griechischen Brüder Konstantin, der später den Namen

Kyrilos annahm, und Method. Sie nahmen sich der Christianisierung im späteren Böhmen, Mähren und der Slowakei an und legten den Grundstein zur eigenen slawischen Schrift und slawischen Kultur.

«Die Weinbaukultur in Mähren im Kontext der europäischen Entwicklung» wurde von *Václav Frolec*, Brno, behandelt. Frolec beschäftigt sich mit allen Sachbereichen, die mit dem Weinbau und der Verarbeitung zusammenhängen. Der Literaturnachweis am Schluss der Arbeit zeigt, mit welcher grosser Intensität dieser Sachbereich von bedeutenden Sachvolkskundlern behandelt und untersucht wurde. Die Reduktion auf die Polaritäten «gut – böse» oder «aggressiv – freundlich», bezogen auf slawische und nicht-slawische Völker, ist jedoch unbegründet, verlangt eine andere Themstellung, sollte in einer wissenschaftlichen Arbeit überwunden sein und ist dadurch abzulehnen.

Adam Pranda, Bratislava, konnte seinen Beitrag «Die slowakische Rastelbinderei» nicht mehr selbst fertigstellen. Im August 1984 starb er völlig überraschend. Seine Frau *Elena Prandová* führte das vorhandene Konzept aus.

Die ungünstigen landwirtschaftlichen Bedingungen in weiten Teilen der Slowakei zwang die männlichen Bewohner zu den verschiedensten Arten der nichtagrari-schen Beschäftigung. Dazu zählten die Holzgewinnung und Holzbringung, der Ölitätenhandel – verschiedene häuslich hergestellte Öle und Salben wurden in Form des Hausiererhandels in weiten Teilen Europas und Russlands vertrieben –, der Safranhandel, die häusliche Leinenweberei, die Glaserei, der Handel mit Holzwaren, geflochtenen Körben, Matten, Spitzen, Tonwaren und Wachsprodukten und schliesslich die Drahtbinderei. Es handelt sich dabei um eine ganz spezifische Erscheinungsform. Beschädigtes Tongeschirr wurde mit Draht umflochten und so wieder verwendungsfähig gemacht, löchrige Metallgefässe mit Blech geflickt. Mit der Zeit gingen die Drahtbinder jedoch auch dazu über, verschiedene Gegenstände aus Draht und Blech herzustellen. Damit hausierten sie dann nicht nur in den umliegenden Ländern. Der Handel erstreckte sich sogar auf Asien und Amerika. Der aus allen möglichen Ländern der Welt heimgebrachte Erwerb aus der Rastelbinderei trug nicht unwesentlich zur Hebung des Lebensstandards der Familien in der Heimat bei. Nach dem Ersten Weltkrieg kam es zu einem allgemeinen Verfall der Rastelbinderei. Auch die Organisierung in Genossenschaften konnte diese Erscheinung nicht aufhalten.

Adam Pranda stammte selbst aus einer slowakischen Rastelbinderfamilie. Er war also ein hervorragender Kenner dieser Problematik. Sein viel zu früher Tod im 60. Lebensjahr liess sein umfangreiches Werk über die slowakische Rastelbinderei unvollendet.

Valentin Lazarov, Sofia, bringt einen Beitrag über «Die Weinkeller, bulgarisch – georgische Gegenüberstellung». Die Weinproduktion in Südosteuropa und im Kaukasus hat eine Reihe von Besonderheiten, wodurch sie sich von der in Mittel- und Westeuropa wesentlich unterscheidet. Die Unterschiede sind sowohl im Instrumentarium als auch in der Produktionstechnologie zu finden. *Lazarov* untersucht nicht nur die Erscheinungsformen der letzten Zeit, er erstreckt seine Untersuchung auch auf archäologische Funde und Darstellungen. Die transkaukasische Weinkultur ist der gemeinsame Ursprung. Im Laufe der Zeit kam es zu grossen Unterschieden, nicht zuletzt als Auswirkung der über Jahrhunderte dauernden osmanischen Herrschaft. Da der gegenseitige Erfahrungsaustausch zwischen Europa und dem osmanischen Reich stark eingeschränkt und erschwert war, war auch die Weinproduktion von minderer Qualität. Erst mit der Zunahme der Handelsbeziehungen nach dem Ende der osmanischen Herrschaft begannen die bulgarischen Winzer wieder gute Weine herzustellen. Der wesentliche Unterschied in der bulgarischen und georgischen Weinproduktion besteht in den Gefässen und Aufbewahrungsmodalitäten. Diesen Punkten geht *Lazarov* nach und gibt einen sehr genauen Überblick über diese Bereiche.

Jerzy Czajkowski, Sanok, beschäftigt sich in seinem Beitrag «Die Skansenmuseen in den slawischen Ländern» mit der Entstehung und Entwicklung der Freilichtmuseen.

Er setzt sich auch kritisch mit den einzelnen bestehenden Museen auseinander, wobei er die Übereinstimmung mit der geschichtlichen Wirklichkeit als oberstes Prinzip ansieht. Alle sonstigen Kriterien wie komplexe Methode der Einrichtung, ideologische Grundlagen oder chronologische Begrenzung lehnt er als wissenschaftlich unsolid ab. Zwölf Schwarzweissabbildungen runden den Beitrag optisch ab.

Hans Werner Bouska

DETLEV HOFFMANN: Gemalte Spielkarten. Eine kleine Geschichte der Spielkarten anhand gemalter Unikate. Unter Mitarbeit von Margot Dietrich. Frankfurt am Main: Insel 1985. 157 S., 60 Abb.

DETLEV HOFFMANN und MARGOT DIETRICH: Gemalte Spielkarten. Verzeichnis der Ausstellung im Deutschen Spielkarten-Museum Leinfelden-Echterdingen 1985. 172 Nummern, 13 farbige Bildtafeln.

Detlev Hoffmann hat es unternommen, die Geschichte der Spielkarten vom Holzschnitt bis zu den modernen Druckverfahren nachzuzeichnen, und zwar paradoxerweise anhand von ungedruckten Karten. Dies ist nicht so widersinnig, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Obschon der Streit um die Herkunft der Spielkarten erlahmt ist, gibt es noch immer Redaktoren, die lieber überalterte Lexikontexte abschreiben als das neueste Fachwissen verbreiten, und selbst in einschlägigen Sammlerzeitschriften werden fehlerhafte Tageszeitungsberichte kritiklos abgedruckt. So kann man einen derartigen Überblick eines der ausgewiesenen Kenner nur begrüßen. Allerdings wissen wir noch immer nicht, wie und wo die Spielkarten überhaupt erfunden worden sind. Hoffmann skizziert eine Herkunftsmöglichkeit aus dem Orient. Zweifellos gibt es zahlreiche Übernahmen aus dem Orient, aber hauptsächlich im Früh- und Hochmittelalter, viel seltener im Spätmittelalter. Das «Stuttgarter Spiel» ist von 1430, das «Ambraser Hofjagdspiel» aus der Werkstatt von Konrad Witz von 1440/45, die ältesten Karten aus Persien und Aegypten stammen aus dem 16. Jahrhundert.

Was haben überhaupt von Künstlern für fürstliche Sammler gemalte Karten mit Volkskunde zu tun?

Hoffmann zeigt sehr schön, dass in der Spielkartengeschichte sowohl Einflüsse von oben, d.h. von den Kunstkarten auf die Volkskarten, wirksam werden wie auch umgekehrt. Beispielsweise gab es Entwürfe für Kartenbilder von berühmten Künstlern, woraus später Volksspielkarten wurden. Dagegen entstanden aus Familienscherzen die sogenannten Transformationskarten, bei denen die Farbzeichen spielerisch in die Bilddarstellungen hineinkomponiert sind; der Klassikerverleger Cotta benützte sie dann zur Werbung für Schillers Dramen. Gemalte Spielkarten besaßen nicht nur sehr reiche, sondern auch ganz arme Leute. Die Japaner malten portugiesische Karten nach und machten sich deren Bilder zu eigen; die Indianer übertrugen spanische Kartenbilder auf Leder.

Dank solcher kulturgeschichtlicher Zusammenhänge behält das vorliegende Taschenbuch seine Gültigkeit über die Ausstellung hinaus. Peter F. Kopp

MODE, TRACHT, REGIONALE IDENTITÄT. Historische Kleidungsforschung heute. Referate des internationalen Symposions im Museumsdorf Cloppenburg/Niedersächsisches Freilichtmuseum. Hg. von Helmut Ottenjann. Cloppenburg: Niedersächsisches Freilichtmuseum 1985. 202 S., 74 Abb.

Zweifellos ist es an der Zeit, dass die kulturhistorisch ausgerichteten Disziplinen wiederum stärker ihre Aufmerksamkeit der Kleidung zuwenden. Im Vergleich zur Durchdringung anderer Bereiche der Sachkultur sind die Defizite in der systematischen Aufbereitung des Quellenmaterials oder das Fehlen von wissenschaftlichen Darstellungen unverkennbar, und – von wenigen Ausnahmen abgesehen – schien es lange, als bleibe das Gebiet des Kostüms, das vielfältig als Indikator wirtschaftlichen und sozialen Wandels, als Zeugnis der Mentalität und des Selbstverständnisses der

Bevölkerung genutzt werden kann, die Domäne populärer, oft genug oberflächlicher Kulturgeschichte innerhalb der Volkskunde von Heimatschau und -pflege. Insofern war es in hohem Grade förderlich, dass Helmut Ottenjann im Spätwinter 1985 zu einem Symposium unter dem Titel «Mode, Tracht, Regionale Identität. Historische Kleidungsforschung heute» einlud und die Referate der Veranstaltung zügig zum Druck brachte.

Deutlich zielt der Band zunächst auf eine Darstellung der Forschungssituation. Dies geschieht vor allem durch die Vorstellung laufender oder in den vorausgehenden Jahren abgeschlossener Projekte, die einen guten Teil des Bandes ausmachen. *Heidi Müller*, Berlin, berichtet über die Ausstellung «Weisse Westen – Rote Roben. Von den Farbordnungen des Mittelalters zum individuellen Farbgeschmack» (Museum für deutsche Volkskunde, Berlin 1983/84), *Margot Schindler*, Wien, über die Arbeit in der Textilsammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde, Wien, am Beispiel der Sonderausstellung über Erscheinungsformen historischer Kopfbedeckungen (Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien 1984). Ungleich eingehender in den Bereich musealer Aufbereitung der Kleidung führt der lehrreiche und anregende Beitrag von *Aagot Noss*, Oslo, über ihre für das Norsk Folkemuseum in Oslo seit 1955 unternommenen Studien zur Volkstracht im oberen Teil von Hallingdal, weil hier die unterschiedlichen Erschliessungsmöglichkeiten über die Feldforschung, über die Auswertung von Museumsbeständen, von Bilddokumenten, von Archivgut diskutiert und gewichtet werden. Während bereits Frau Noss die Problematik der meist unter Vernachlässigung des Kontextes entstandenen musealen Trachtensammlungen nachdrücklich kennzeichnet, zeigt *Wolf Dieter Könenkamp*, Regensburg, aufschlussreich Möglichkeiten der Einbindung (wohl rezenten?) Museumsbesitzes in die Zusammenhänge lokalen Gebrauchs. Sein auf gegenwärtige Verhältnisse zielender Beitrag weitet sich zu einer musterhaften Analyse der Faktoren, die Ausbildung und partielle Bewahrung ortsspezifischer Kleidungsformen in der oberfränkischen Landgemeinde Effeltrich bewirken. Bemerkenswert ist, dass hier generationsbedingte Differenzierungen im Kleiderverhalten in das Blickfeld rücken und damit Gegebenheiten angesprochen werden, die auch für Untersuchungen zur Gewandung in weiter zurückliegenden Zeiten von erheblicher Bedeutung sein könnten. Die Ausführungen von *Beate Feiler*, Göttingen, und *Gitta Böth*, Cloppenburg, über das Vorhaben zur historischen Kleiderforschung in Niedersachsen beschränkten sich, nicht zuletzt bedingt durch die Kürze der Laufzeit des Projekts, im wesentlichen auf Referate zum Forschungsstand und auf Absichtserklärungen, auf deren Einlösung zu warten ist. Zunächst wird sichtbar, dass die angestrebte Kleidungsforschung, abweichend von allen guten Vorsätzen, doch wohl wieder auf Trachtenforschung eingegrenzt wird, wie denn schon Frau Böths Hinweis auf die trachtentragende Frau als eigentliche Trägerin regionaler Kultur ahistorisch zu kurz greift, während Frau Feiler zu unterstellen scheint, Tracht sei ehemals das normale Gewand ländlicher Bevölkerung gewesen. Nochmals wird die Aussagefähigkeit musealer Bestände zur ländlichen Kleidung in dem Projektbericht von *Bo Löhnqvist*, Helsingfors, über Volkstrachten als museale Illusion geprüft, jedoch weicht die Absicht, die Entstehung des Kostüms der karelischen Landenge im Bereich von Spätmittelalter bzw. früher Neuzeit zeitlich zu verorten, indem sie das lange Nachwirken des Mustervorrates des 16. Jahrhunderts unbeobachtet lässt, doch wohl etwas von den derzeitigen Erkenntnismöglichkeiten ab. Gerade in Hinsicht der Schwierigkeiten kunsthistorisch ausgerichteter, das heisst auch an Stilkriterien orientierter Kostümforschung, ist der Projektbericht von *Jutta Zander-Seidel*, Nürnberg, über Forschungen zu Textilien (Kostüm/Haustextilien) in städtischen Haushalten Nürnbergs zwischen 1500 und 1650 höchst wichtig, weil dabei darauf hingewiesen wird, dass die bildlichen Darstellungen, wie sie vornehmlich unsere Vorstellungen vom Gang der Kostümgeschichte bestimmen, von einer sehr differenzierten, durch wirtschaftliche, soziale sowie andere lokale Elemente bedingten «Realität» hinterfangen sind. Der Kritik der Bildungszeugnisse zur Tracht widmete sich auch die Studie von *Christine Burckhardt-Seebass*, Basel, die instruktiv unter anderem Gestaltungstendenzen der Graphik und die Motivationen für Stilisierungen darlegt. Zeitlich zu weit gespannt für genauere

Betrachtungen ist der Beitrag von *Gisela Jaacks*, Hamburg, über Hamburg als kleidungsgeschichtliches Zentrum und Randgebiet, während es *Gerda Schmitz*, Münster, gelingt, in sorgsamer und genauer Sichtung von Bildquellen aus dem Münsterland die «Vertrachtung» einer Region zu Anfang des 19. Jahrhunderts zu zeigen. Wie sehr die Nutzung bisher unberücksichtigter Überlieferungen die Kleidungsforschung fördern kann, veranschaulichen auf unterschiedlichen Ebenen *Christoph Daxelmüller*, jetzt Freiburg i. Br., der anhand von akademischen Dissertationen des 17. und 18. Jahrhunderts damalige Einstellungen zur Kleidung mit ihren eigentümlichen Präferenzen und Ordnungsprinzipien behandelt, und *Hermann Kaiser*, Cloppenburg, dessen Auswertung von Kleiderbeschreibungen in Steckbriefen eine für Einsichten in die lokale Entfaltung des Kostüms, aber auch für überregionale Vergleiche höchst hilfreiche Quellengruppe vorstellt. *Wolfgang Brückners* Einführungsvortrag in das Symposium behandelt die Kleidungsforschung aus der Sicht der Volkskunde; sein Beitrag wird sukzessive in Fortsetzungen geliefert (vgl. künftig auch den Berichtsband zu der stark auf binnenösterreichische Probleme fixierten Österreichischen Volkskundetagung *Kleidung – Mode – Tracht*, 26. bis 29. Mai 1986 Lienz/Osttirol). In der vorliegenden Fassung scheint er stark auf eine Aufarbeitung der altbekannten Prämissen des Umgangs mit volkstümlicher Kleidung in der Vergangenheit hin ausgerichtet. Die traditionellen Konstellationen haben gewiss auch ein Stück Wirklichkeit geschaffen, aber dieser Realität ist doch wohl eher auf der Ebene einer die mannigfachsten Faktoren und das ganze Spektrum des jeweils zeitgebundenen Kleidungsverhaltens berücksichtigenden historischen Untersuchung als nach Art eines Essays beizukommen.

Bernward Deneke

EDMUND BALLHAUS: Dorfentwicklung im Spiegel der Fotografie und im Bewusstsein der Bewohner am Beispiel Echte. Göttinger Philosophische Diss. Wiesbaden: Bauverlag 1985. 228 S., Abb.

Ländlicher Strukturwandel, nachgezeichnet anhand von Fotografien und Gesprächsprotokollen, dies ist, auf ein Wort gebracht, Inhalt und Absicht der eher ungewöhnlichen Dorfmonografie von Edmund Ballhaus über seinen Heimatort Echte. Diese Dorfstudie unterscheidet sich von herkömmlichen Untersuchungen dieser Art gleich in mehrfacher Hinsicht. Inhaltlich beschränkt sie sich nicht auf das Aufzeigen eines historischen Zustandes, sondern sucht immer wieder den Vergleich mit dem Ort, wie er sich heute präsentiert. Und formal stehen bei der Darstellung des früheren und heutigen Lebensalltags die Fotografie und Erzählungen von Dorfbewohnern – unter Verzicht auf interpretierende Zusätze – im Vordergrund.

Ausgehend von der Prämisse, dass wirtschaftliche und soziale Bedingungen eben auch das äussere Erscheinungsbild einer Gemeinde prägen, unterzieht Ballhaus das Dorfbild von Echte einer «visuellen Analyse» und erhebt dazu die Fotografie zur vollwertigen volkskundlichen Quelle und zu einem eigenständigen Mittel der Darstellung. Wo jedoch alte Abbildungen zur wissenschaftlichen Quelle werden sollen, ist eine kritische Auseinandersetzung mit den Eigenschaften, Möglichkeiten und Grenzen des Mediums Fotografie besonders geboten. Ballhaus leistet diese quellenkritische Arbeit gleich auf zwei Ebenen: durch Aufarbeitung der subjektiven und funktionalen Bedingtheiten der Fotografie einerseits, mittels Einbindung der Bilder in ihren sozialhistorischen Zusammenhang andererseits. Der Fotograf und seine Absichten sind deshalb ebenso wichtige Kriterien der Bildanalyse wie Fragen nach der Repräsentativität der Bildinhalte. Und indem die Fotografie eben nicht auf die Funktion der Textillustration reduziert bleibt, sind es nicht allein die technisch perfekten Aufnahmen der bäuerlichen Sonntagswelt, die interessieren, sondern auch und vor allem die in zahllosen Privatalben und Schuhschachteln verstreuten Amateurfotografien mit all ihren Mängeln. Dadurch gestaltet sich nur schon das Zusammenfragen des Materials zum mühseligen, wenn auch erfahrungsreichen Durchfragen von Haushalt zu Haushalt.

Doch erst diese systematische und umfangreiche Bestandesaufnahme erlaubt jene

neue Kontextualisierung des Bildmaterials, die aus privaten Dokumenten sozialhistorische Zeugnisse von wissenschaftlichem Wert machen: Durch das Nebeneinanderstellen von zeitlich und räumlich getrennten Dingen werden Veränderungen, Zusammenhänge, Gegensätze bewusst und sichtbar gemacht. Das Ziel ist dabei nicht zuletzt eine kritische Auseinandersetzung mit gegenwärtigen Prozessen. Denn – und das machen zahlreiche Aussagen klar – Vergessen hat nicht nur mit Verdrängen zu tun, sondern auch mit den Grenzen der Wahrnehmung von schleichenden wie rasanten Veränderungen. Angesichts der Popularität von Publikationen und Ausstellungen mit historischen Aufnahmen stellt Ballhaus' kritische Auseinandersetzung mit der Fotografie einen wegweisenden Ansatz dar, diese an sich reiche volkskundliche Quelle nicht in einer nostalgischen Bilderflut untergehen zu lassen.

Die eigentliche Originalität dieser Dorfstudie liegt jedoch in der Verbindung von visueller Dokumentation und mündlicher Geschichte. Ist es Ballhaus selbst, der die Fotografien in ihren funktionalen Zusammenhang stellt, so sind es andererseits die zahlreichen auszugsweise wiedergegebenen Erzählprotokolle, die den sozialgeschichtlichen Kontext herstellen und das, was abgebildet ist, nachvollziehbar machen. Der Autor hat dabei bewusst auf kommentierende und zusammenfassende Eingriffe verzichtet. Seine wissenschaftliche Leistung besteht – wie schon beim fotografischen Teil – in der Auswahl und neuen Zusammenstellung des Materials. Zusammenhänge und Hintergründe werden so trotzdem klar, Authentizität und Konkretheit der Aussagen bleiben weitgehend gewahrt.

Die (mitunter etwas kurz ausgefallenen) Gesprächsauszüge machen (Klassen-)Gegensätze deutlich, lassen Mentalitäten spürbar werden; sie erhöhen (und verändern!) den Aussagewert der Fotografien, und sie gestatten Einsichten in die Lebens- und Gedankenwelten der «kleinen Leute», wie das eine synthetische Wissenschaft kaum zu leisten vermag. Womit ein Perspektivenwechsel angedeutet ist: Für Ballhaus sind die Erzählenden nicht bloss «Informanten» oder «Gewährspersonen», sondern «Mitarbeiter». Seine Feldforschung integriert er in die alltägliche Beziehung zwischen Einwohnern und Volkskundler. Dies ist letztlich die methodische Konsequenz eines Geschichtsverständnisses, dem es u.a. um die Würdigung der Bedeutung der einzelnen Person im historischen Prozess geht.

Die Objektivität solchen Arbeitens liegt nicht in der zusammenfassenden Analyse durch den Wissenschaftler, sondern im subjektiven Bericht der durch den Wissenschaftler repräsentativ ausgewählten Erzählenden. Durch die je nach Erfahrung und sozialer Zugehörigkeit unterschiedlichen Bewertungen und Interpretationen der Erzählenden entsteht so etwas wie eine pluralistische Deutung. Gestellt ist damit auch für die Volkskunde die Frage, wie sie in der Ethnologie in bezug auf Fremdkulturen bereits klassisch geworden ist: nämlich die Frage nach dem Verstehen des Fremden oder eben in diesem Fall des Verstehens einer bäuerlich geprägten Alltagswelt durch einen städtischen Wissenschaftler. Indem er voll auf die Quellenkraft der fotografischen und mündlichen Zeugnisse setzt und deren Subjektivität zur wissenschaftlichen Qualität erhebt, beantwortet Ballhaus diese Frage methodisch und inhaltlich überzeugend.

Thomas Antonietti

ARTHUR E. IMHOF: Die verlorenen Welten. Alltagsbewältigung durch unsere Vorfahren – und weshalb wir uns heute so schwer damit tun ... München: Beck 1984. 247 S., 37 Abb., Graphiken.

Nach der Publikation der «gewonnenen Jahre», die im Vergleich zur Vergangenheit ja eben von einem Gewinn sprechen, wendet sich A. E. Imhof dem Verlust zu, der jeden Fortschritt begleitet. Die «verlorenen Welten» werfen im weitesten Sinne die Frage nach Lebenssinn und Lebensbewältigung in der Gegenwart auf.

Der Historiker stellt fest, dass für drei Grundprobleme, nämlich Pest, Hunger und Krieg, immer wieder Lösungen gesucht werden mussten und müssen. Die Bedrohung der eigenen Welt durch eine oder gleich mehrere dieser Gefahren rief nach Mustern, solche Krisen zu bewältigen, die über das Individuum hinaus dauern sollten. So ver-

sprach Alltagsbewältigung in der Vergangenheit kollektive Stabilität auch in Krisenzeiten. Dass kollektiv damals nicht etwa, wie von uns heutigen Individualisten befürchtet, durchschnittlich bedeutete, belegt Imhof mit minutiös aufgearbeitetem statistischem Material und mit ausgewählten Bildern, die er originell interpretiert. So kann er etwa behaupten, dass ein Lebenslauf eines im 20. Jahrhundert geborenen Menschen einem erwarteten Durchschnitt sehr viel näher kommt als Lebensläufe aus vergangenen Jahrhunderten. Unsere Lebensläufe sind vorhersehbarer, gleich- und einförmiger geworden, dadurch auch farbloser und austauschbarer als die Lebensläufe unserer Vorfahren, denen hundert Unberechenbarkeiten auf dem Lebensweg lauerten. Deshalb sagen die (wenigen zuverlässigen) statistischen Zahlen aus der Vergangenheit über Lebensdauer, Heiratsalter, Kinderzahlen usf. wenig über die Alltagswirklichkeit aus. So weist Imhof etwa nach, dass sich individuelles und durchschnittliches Heiratsalter erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu bündeln beginnen, dass vorher grösste Abweichungen auftraten und Partner mit sehr hohem Altersabstand zusammenfanden. Die Erklärung dafür findet Imhof in äusseren Umständen wie etwa den Besitzverhältnissen und Kulturgrenzen und in inneren, der Mentalität, fassbar in den Wünschen, Hoffnungen und Ängsten unserer Vorfahren. Dabei kommt er zum Schluss, dass in der Vergangenheit der Anteil konkreter Furcht denjenigen der vagen Angst bei weitem überwog, sich dieses Verhältnis in unserem Jahrhundert dann gerade umgekehrt hat. Die Furcht vor Hunger, Krieg und Krankheit ist bei all unseren Sicherheitsvorkehrungen einer vagen Angst vor dem Leben und seinen Risiken gewichen. Und kommen wir mit dieser Angst besser zurecht als unsere Vorfahren mit ihrer Furcht?

Gegen frühes Ableben gab es die Sicherheit, Kinder zu hinterlassen, die das eigene Werk fortführten; daher der starke Familiensinn, nach rückwärts die Verstorbenen umfassend und nach vorwärts die immer wieder mit gleichem Namen getauften Nachkommen. Heute gilt unsere Sorge fast ausschliesslich unserem Körper, dessen gesunde Ernährung, Hygiene und Fitness die beste Lebensgarantie verspricht. Dabei übersehen wir geflissentlich, dass auch wir keinen Jungbrunnen zur Verfügung haben, sondern Sterben heute auf Raten vollziehen; zuerst beruflich, dann sozial, familiär und endlich auch biologisch.

Im Schlusskapitel stellt Imhof ohne falschen Kulturpessimismus unseren Vorfahren ein gutes Zeugnis aus. Was ihre Lebens- und Angstbewältigung anbelangt, so ist es ihnen gelungen, generationenüberdauernde, haltgebende Rahmenbedingungen und Normen aufzustellen, die auch uns Respekt abfordern. Dies gelang in erster Linie, weil ihre Weltanschauung weiterreichte als bis zum Ende eines irdischen Lebenslaufes. Wir «intellektualisierten» Rationalisten der Gegenwart verfügen zwar über viel mehr Wissen von allen möglichen Gebieten dieser Welt, eine sinnstiftende Weltanschauung aber haben wir nicht.

Maja Fehlmann

SUSANNE PREUSSLER: Hinter verschlossenen Türen. Ledige Frauen in der Münchner Gebäranstalt (1832–1853). München: Münchner Vereinigung für Volkskunde 1985. 181 S., Abb., Tabellen (Münchner Beiträge zur Volkskunde, 4).

Der vorliegende Band untersucht Probleme der ledigen schwangeren Frauen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in München. Susanne Preussler veranschaulicht eindrucksvoll den Umgang mit Frauen durch männliche Geburtshelfer zu dieser Zeit.

Teil 1 beschreibt die Geschichte der Gebäranstalten in Deutschland, insbesondere der Münchner Gebäranstalt an der Sonnenstrasse 16. In Teil 2 wird diese Gebäranstalt dargestellt: Lage, Gebäude und die räumliche Gliederung sowie ihr Zustand und ihre Entwicklung in den Jahren 1832 bis 1853. Weiter wird die Infrastruktur der Anstalt erörtert.

Verantwortlich für die Gebäranstalt war der (dirigierende) Arzt – die sogenannte «Achse» des Ganzen –, der auch Direktor der Gebäranstalt und Vorsteher der angegliederten Hebammenschule war. Die Gebäranstalt wurde zur Bildungsanstalt,

die folgende von den Direktoren selbst formulierten Aufgaben zu erfüllen hatte. Der philopolitisch-polizeiliche Zweck war darauf gerichtet, den Kindermord zu verhindern; der philosophisch-wissenschaftliche Zweck richtete sich auf die Bildung der Zöglinge, der Ärzte und der Hebammen. Für die letztere Aufgabe erachtete man es als notwendig, stets genügend «Unterrichtsmaterial» in der Gebäranstalt zur Verfügung zu haben. Es war den Professoren gestattet, die unentgeltlich aufgenommenen Pflegelinge «in unbeschränkter Anzahl zu Untersuchungsübungen in der Anstalt zu benützen, wobei sich keine Frau den geburtshilflichen Untersuchungen entziehen durfte, weil dadurch ihre unentgeltliche Verpflegung, Behandlung und Pflege bedingt war.»

Der philanthropisch-wohlthätige Zweck war primär die Hauptbestimmung der Gebäranstalt; sie bestand darin, hilfessuchende, mittellose, zumeist ledige schwangere Frauen (99%) aufzunehmen und ihnen bei der Entbindung beizustehen. Die Ausbildungsinteressen traten aber mehr und mehr in den Vordergrund, also «Wissenschaft contra Wohltätigkeit». Trotz Kritik an der Haltung der Ärzte stellt die Autorin aber fest, dass das medizinische Engagement für die Frauen auch von Vorteil sein konnte. Zudem gab es auch Direktoren, die versuchten, die Situation der ledigen Schwangeren in den Gebäranstalten etwas zu verbessern.

Susanne Preussler stellt die damalige Situation drastisch und mit Beispielen belegt dar. Wir zitieren eine besonders eindrückliche Stelle über die Geburt beim Pflegekind Anna Wagner (der auch das Buch gewidmet ist):

«Ihre Schmerzen, ihre Todesnot wurden kühl beobachtet, notiert. Welche Einsamkeit! Die Weissröcke fühlten sich im Besitz strotzender Kräfte, strammer Jugend. Da lag der ganze Jammer des Weibes vor ihnen, war ihnen preisgegeben.»

Die Autorin spricht mit ihrem Text allen Frauen aus dem Herzen, die sich selber kritisch mit der Frau im Bereich der Geburtshilfe befassten.

Im 3. Teil wird der «Alltag» der ledigen Schwangeren in der Gebäranstalt beschrieben bzw. rekonstruiert, um herauszufinden, wer diese Frauen waren und woher sie kamen. Viele von ihnen erwarteten während Wochen die Geburt ihres Kindes in dieser Institution, in der die Zustände trostlos waren. (Ähnliche Zustände hat die Referentin noch in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts in der Schweiz in einer Universitätsfrauenklinik erlebt, durch persönliche Fühlungnahme mit den sogenannten «Hausschwangeren», wie sie damals hiessen.)

Das Buch schliesst mit einem Resumée, ausführlichen Anmerkungen und einem umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnis, das sich zur weiteren wissenschaftlichen Benützung ausgezeichnet eignet. Susanne Preussler hat sich dem Thema in aufwendiger, gründlicher Arbeit angenommen; so hat sie zum Beispiel 10 000 lose Einzelakten aus dem Stadtarchiv München durchgearbeitet. Das Buch ist eine ausgezeichnete, kritische, volkskundlich und sozialmedizinisch orientierte Abhandlung über einen bestimmten Bereich der Geburtshilfe und der Ausnützung der sozial hilflosen Frauen zu sogenannten wissenschaftlichen Zwecken. Es sei jeder Leserin und jedem Leser aus den Bereichen der medizinischen Berufe, der Volkskunde, der Geschichte und insbesondere den Frauen ganz allgemein empfohlen.

Liselotte Kuntner

CLAUDIA SCHÖNING-KALENDER: Mobilität und Mobiliar. Zur Wohnweise von Binnenmigranten in Zeyrek/Istanbul. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1985. 180 S., 6 Zeichnungen, 15 Abb., 1 Karte (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts, 60).

Zeyrek, ein Altstadtquartier von Istanbul, bildet in der sich stark verändernden Grossstadt eine Traditionsnische mit seinem Bestand an überkommenen osmanischen Holzhäusern, die insgesamt unter Denkmalschutz gestellt wurden. Für die Sanierungsplanung wurden diverse deutsche Institutionen und Universitäten zu Rate gezogen. Claudia Schöning-Kalender war an den sanierungsbegleitenden Erhebungen vor Ort in der Türkei beteiligt, und diese an sich schon ungewöhnliche For-

schungssituation bringt denn auch ungewöhnlich authentische Einblicke in einen doch weithin fremden Lebenskreis. Veröffentlicht wird hier eine Teilstudie aus dem Gesamtprojekt, die sich mit der tatsächlichen Nutzung der traditionellen Holzhäuser durch ihre Bewohner befasst. Da begegnet dem Leser zunächst auch manches Bekannte, denn es ist ja gewiss keine türkische Besonderheit, dass denkmalpflegerische Traditionsbilder mit den Modernitätswünschen der Bewohner in Konflikt geraten, dass Restaurierungsaufgaben von den Eigentümern nicht finanzierbar sind und dass so schliesslich Desinteresse, Vernachlässigung und Verfall in einem Sanierungsviertel Einzug halten. Diese bekannten Sanierungsprobleme tauchen allerdings in Zeyrek in besonders krasser Weise auf, weil der Wunsch zur Erhaltung der Holzhäuser sich keineswegs in die Mentalität der Bewohnerschaft Zeyreks fügt. Hier leben überwiegend Binnenmigranten, d. h. Zuwanderer aus ländlichen Provinzen der Türkei, mit dem Ziel zwar vor Augen, in der grossen Stadt Istanbul eine neue Existenz zu gründen, dort aber konfrontiert sind mit unsicheren Arbeitsplätzen, mit wirtschaftlicher Bedrängnis und mit knappem Wohnraum. Wer in Zeyrek angekommen ist, hat damit oft nur eine Zwischenstation erreicht, muss und will zu weiterer Mobilität bereit sein. Eine «fortdauernde Wandermentalität» sei das Resultat der Lebensumstände dieser Unterschicht, summiert die Autorin und meint, gerade beim Wohnen mache sich dies besonders bemerkbar. Es fehle an einer längerfristigen Perspektive, um eine Motivation zur Pflege der Holzhäuser aufzubauen; ohnehin entsprächen sie nicht dem verbreiteten Idealbild vom europäischen Wohnen, zu dem vor allem das Haus aus Stein gehört.

Ganz anders dagegen das Bild, das vom Binnenraum der Wohnungen selbst gezeichnet wird. Zwar gibt es auch bei der Möblierung und Nutzung der Wohnungen Anzeichen von Mobilität, doch unübersehbar sind gerade hier die Versuche, eine dauerhafte private kleine Welt zu etablieren. Wunschemobiliar zur Verwirklichung der Sesshaftigkeit sind europäische Möbelsets (etwa Schlaf- und Esszimmergarnituren) und Haushaltgeräte. Diese teuren Konsumgüter konnten freilich die flexible türkische Wohnweise noch keineswegs verdrängen. Einblick in die traditionellen türkischen Wohnmuster gibt ein Exkurs, bei dem die Autorin Beobachtungen über dörfliche Wohnweisen in typischen Herkunftsprovinzen von Zeyrek-Bewohnern zusammenstellt. Mitgenommen in die Stadt wurden Wohnprinzipien wie die Mehrfachnutzung von Räumen, die sparsame Möblierung, die Freiraum für alle möglichen Aktivitäten lässt, und eine ausgeprägte Provisoriumsfindigkeit – alles Elemente, die, wie die Autorin meint, gerade den Zeyreker Lebens- und Wohnverhältnissen besonders angemessen sind. Dass allerdings die eher statischen europäischen Wohnweisen die türkischen Orientierungsmuster abzulösen beginnen, dass in Zeyrek eine neue Mischung aus beiden Wohnweisen entsteht, das entspricht genau der Lage und Mentalität jener Migranten, die «zwischen den Welten» leben. Von diesem Leben zeichnet die Arbeit ein sehr lebendiges, facettenreiches Bild (leider hauptsächlich mit Worten und mit zu wenig Abbildungsbeispielen). Empfohlen sei die Lektüre übrigens auch all jenen, die es mit türkischen «Migranten» bei uns zu tun haben.

Margret Tränkle

PROBLEME DER SCHWEIZERISCHEN DIALEKTOLOGIE/PROBLÈMES DE LA DIALECTOLOGIE SUISSE. Für die SGG herausgegeben von Iwar Werlen. Fribourg: Editions Universitaires 1985. 311 S. (Kolloquien der Schweizerischen Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft, 2).

Der Band vereinigt elf Vorträge, die 1978 am 2. Kolloquium der Schweizerischen Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft (inzwischen: Schweizerische Akademie der Geisteswissenschaften) in Sigriswil gehalten wurden. *William G. Moulton*, «Schwizzerdüütsch» sprechender amerikanischer Vater des dialektgeographischen Strukturalismus, ordnete die Sprachgeographie in das Gebäude der Linguistik ein; *Rudolf Trüb* erläuterte die Zeichentechnik des Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS), *Wolfgang Putschke* aktuelle Verfahren der automatischen Sprachkartographie und

Antonius Weijen das Unternehmen des Europäischen Sprachatlas (ALE). *Walter Haas* fasste seine Überlegungen zu variationstheoretischen Modellen der Sprachgeographie und des Sprachwandels zusammen; *Jean-Louis Fossat* griff die dialektometrischen Versuche von Jean Séguy auf, die auf der Zahl der Merkmalsabweichungen zwischen den Erhebungsorten beruhen; *Pierre Knecht* und *Christian Rubattel* erläuterten die Schwierigkeiten einer Soziolinguistik der Romandie im Spannungsfeld der verschiedengearteten Interessen der schweizerdeutschen und der französischen Soziolinguistik. *Corrado Grassi* gab einen materialreichen Forschungsbericht über die italienische Soziolinguistik, Herausgeber *Iwar Werlen* erhob per Fragebogen die Einschätzung verschiedener schweizerdeutscher Dialekte in Bern, Schüpfheim und Schaffhausen; *Gottfried Kolde* untersuchte das Sprachverhalten franko- und germanophoner Jugendlicher in der zweisprachigen Stadt Biel, während *Bernard Cathomas* der rätoromanisch-deutschen Zweisprachigkeit nachging.

Eine grosse Frage drängt sich bei alledem auf: Was soll uns heute, bei Erscheinen dieser Besprechung zehn Jahre danach, diese Sammlung? Ja, die Frage verschärft sich noch, wenn wir sehen (und Herausgeber Werlen macht in seinem Vorwort auch darauf aufmerksam), dass eine Reihe der hier in Werkstattberichten vorgestellten Untersuchungen inzwischen abgeschlossen und gesamthaft publiziert sind¹. Werlen gibt 1985 in seiner Einleitung nur eine Rechtfertigung für die Tagung selbst: Einerseits war die Dialektologie in der bundesrepublikanischen Linguistik angesichts von Strukturalismus, Generativismus, Soziolinguistik und Pragmalinguistik ins Abseits geraten, «behaftet mit dem Ruch sinistrierender Bodenständigkeit, nicht frei vom Verdacht des Volkstümelns» (7). Andererseits hatten Versuche, neue Methoden in die Dialektologie einzuführen, «kaum Resonanz» gefunden. «Das Kolloquium von 1978 hätte hier Abhilfe schaffen sollen» (8). Ich weiss nicht, ob das Irrealis dieser Aussage beabsichtigt ist, in jedem Falle aber besteht der Wert der Publikation (gerade auch gegenüber den umfänglichen Einzelstudien, die aus den einzelnen Beiträgen hervorgegangen sind) darin, anhand vieler Beispiele gebündelt zu demonstrieren, wie die Verknüpfung modernster linguistischer Theorien (Strukturalismus, Computerlinguistik, quantitative Linguistik, Sozio-, Psycho- und Pragmalinguistik) mit dialektologischem Material funktioniert – und wie gut sie funktioniert. Kein Objekt eignet sich für diese Verknüpfung so gut wie das «linguistische Laboratorium» Schweiz (Moulton, 13): «Alle Themen der neueren Linguistik» führen hier (so Werlen, 8) «zum Dialekt». Und wenn – wie im vorliegenden Band immer und immer wieder – auch der umgekehrte Weg beschritten wird, von Dialektproblemen zum Methodenangebot der Linguistik, so vernetzen sich diese Probleme zu einer Beschreibung der schweizerischen Alltagssprache, in deren Rahmen auch aussersprachliche kulturelle Tätigkeit zu sehen und zu beschreiben ist.

Alexander Schwarz

KLAUS ANDEREGG: Simplon. Dorf und Pass. Der alte Baubestand. Simplon-Dorf: Gemeinde Simplon 1986. 332 S., Abb. Tafeln, Karten.

Ausgehend von einem zu Planungszwecken erstellten Inventar des alten Baubestandes auf dem Gemeindegebiet von Simplon (Wallis) verfasste Klaus Anderegk im Auftrag der Gemeinde eine Gesamtdarstellung der Simplen Siedlungs- und Kulturlandschaft. Anlass zur Herausgabe des Werkes gab eine Heimattagung in Simplon, an der sich eine grosse Zahl von Gemeindebürgern, ansässige und vor allem auch abgewanderte, in ihrem Dorf am Alpenübergang trafen. Das Anliegen des auf diesen Termin der Begegnung publizierten Buches besteht darin, Heimat erfahrbar zu machen, nicht im Sinne nostalgischer Verklärung der Vergangenheit, sondern als Anregung, aus der Siedlungsgeschichte herauszulesen, wie die Zukunft der Berggemeinde so

¹ Atlas Linguarum Europae, Assen 1983ff.; Walter Haas: Sprachwandel und Sprachgeographie. Wiesbaden 1978; Gottfried Kolde: Sprachkontakte in gemischt-sprachigen Städten. Wiesbaden 1981.

gestaltet werden kann, dass das bauliche Erbe als eigenständiges, kreatives und ästhetisches Element darin Platz findet.

Der nostalgischen Verklärung steuert Klaus Anderegg nicht nur durch den dokumentarisch nüchternen Gesamtton der Texte und Illustrationen entgegen, sondern in erster Linie durch die ausführliche Darstellung der siedlungsbildenden Faktoren: Simplon war und ist stark geprägt durch den Passverkehr und durch die Landwirtschaft. Im ersten Hauptkapitel stellt der Autor die Wechselbeziehungen der beiden Wirtschaftssektoren dar. Den Konjunkturphasen im Transportgewerbe stehen die Rückzugsphasen, ja die Vernachlässigung der Landwirtschaft gegenüber. In den Krisen des Transitverkehrs war eine Reagrarisierung festzustellen. Die Konjunkturschwankungen waren verknüpft mit dem regionalen und dem internationalen Machtgefüge. Die Ablösung verschiedener Machtträger am Simplon hinterliess insbesondere im Hauptdorf und entlang der verschiedenen Übergangsrouten Spuren der jeweiligen Baukultur.

Klaus Anderegg untersucht nicht nur die «höhere Baukunst» an Gebäuden und Strassen, von Stockalper im 17. Jahrhundert bis zu Napoelon, der zwischen 1800 und 1805 4 000 Arbeiter den Simplon zur fahrbaren Heerstrasse ausbauen liess, sondern auch die agrarisch geprägte Volksarchitektur in den abseits des Transitweges gelegenen Weilern, auf den Maiensässen und Alpen.

Im Buch über Simplon werden auch die sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Aspekte in der Region des südlichen Passabschnittes gezeigt. Die «Rallengeteilschaften» hielten hier länger als am Gotthard am Rodbetrieb fest: Die Strecke wurde in viele kurze Saumabschnitte aufgeteilt, was mit ständigem Umladen verbunden war. Ausser der Periode des Grossen Stockalper und während ein paar Napoleon-Jahren blieb der Simplon ein Nebenschauplatz des alpinen Transitverkehrs. Um so wichtiger war und ist die Berglandwirtschaft.

Simplon weist heute mit seinen 19 Rindviehhaltern eine der tragfähigsten landwirtschaftlichen Strukturen des Oberwallis auf. Das ist am Rand des Hauptdorfes sichtbar an einer grösseren Zahl von neuen Stallbauten. Seit langem ist die Simpliler Landwirtschaft auf die Viehhaltung ausgerichtet. Im Vergleich zum übrigen Oberwallis wurde hier der Ackerbau vernachlässigt. «Das ist», Klaus Anderegg zitiert hier Pio Caroni, «nicht nur eine Konzession an klimatische und geographische Verhältnisse, sondern vor allem an das Säumergewerbe, das als Grundlage einen ausgedehnten Futterbau benötigte.» Die traditionelle Gras- und Weidewirtschaft in Simplon war dezentralisiert. Das prägte die Hauslandschaft im ganzen Territorium. Es ist übersät mit Ausfütterungsställen, Vorsassen und Alpbäuden, wobei die verschiedenen Nutzungszonen der Talschaft nahtlos ineinander übergehen. In eindrücklichen aus Familienalben zusammengestellten Bildsequenzen werden Menschen, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Siedlungsgebiet von Simplon lebten und wirkten, gezeigt und namentlich aufgeführt. Die Einzelportraits und die Gruppenbilder geben dem Buch einen persönlichen Charakter und sprechen wohl vor allem die Talbewohner selber an, die ihre Verwandten und Vorfahren im früheren Alltag wiedererkennen. Die Bilder ergänzen den sehr differenzierten wissenschaftlichen Text über die Kulturnahme der Südseite des Simplon, die Besiedlungsphase in Einzelhöfen und die spätere «Verdorfung». Die Entwicklung des Hauptdorfes und der einzelnen Weiler bzw. Höfe wird vom Autor mit ganzheitlichem Blick (Topographie, Klima, Geschichte) nachvollzogen und funktional beschrieben. Im weiteren wird die Hauslandschaft nach Typen und Konstruktionselementen dargestellt und mit Plänen und Fotografien illustriert. Dabei fehlen auch nicht dokumentarische Aufnahmen von den einmaligen Gebäuden, die 1901 dem Abbruch des Rossbodengletschers zum Opfer fielen. Den Sakralbauten im Dorf, in den Weilern und auf der Flur an den Wegstrecken ist ein eigener Abschnitt gewidmet.

Alles in allem handelt es sich bei diesem Buch über den alten Baubestand von Simplon um eine beispielhafte Verbindung von Inventarisationsarbeit und der Alltags-, Verkehrs- und Wirtschaftsgeschichte. Die anspruchsvollen Texte sind illustriert durch Bilder aus konkreten Lebenssituationen, durch die Wiedergabe alter Dokumente und die Aufzeichnung mündlicher Überlieferung. Ein Glossar dient dem Leser

zum Verständnis der architektonischen Fachausdrücke. Layout und graphische Darstellungen sind äusserst professionell gemacht. Das Buch spricht Fachleute und interessierte Laien gleichermaßen an.

Robert Kruker

WOLFGANG SCHNEIDER: Die Wallfahrt zur Bergkirche bei Laudenbach. Würzburg: Bayerische Blätter für Volkskunde. München: Bayerisches Nationalmuseum 1987. 162 S. (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 24).

Der Verfasser schildert die Orts- und Pfarrgeschichte von Laudenbach, einem ursprünglichen Ausbauort der fränkischen Zeit, und die Stiftungsgeschichte des dortigen Gotteshauses sowie die Entstehungslegende, deren gängiges Wandermotiv keine individuellen Züge aufweist. Unter Fürstbischof Julius Echter im 16. Jahrhundert wurde die Bergkirche Laudenbach zur «Vorburg» religiöser und politischer Ansprüche. Dem dienten auch bauliche Massnahmen und die Förderung der Wallfahrt. Trotz ändernden Schicksalen, Wechsel in den Herrschaftsverhältnissen und baulichen Eingriffen im 17. Jahrhundert blieben Kult und Funktion erhalten. Wallfahrtsprozessionen durch evangelisches Gebiet waren im 17. Jahrhundert Anlass zu blutigen Auseinandersetzungen. Andererseits bedienten sich Lutheraner in der Wallfahrt, die sich 1644 bis 1726 in verschiedenen Mirakeln manifestiert hatte, Formen vorreformatorischer Frömmigkeit. Unter den historisch erfassbaren Motivgaben sind auch Kerzen eines Lutheraners (1719) und Hühneropfer lutherischer Frauen (1717/1719). Dazu kamen verschiedene Legate, Stiftungen und Schenkungen. Die Wallfahrtsentwicklung war im 17./18. Jahrhundert schwankend und lässt sich anhand der Quellen nicht so leicht abschätzen. Wallfahrt war aber nicht bloss Gemeinschaftskult, wie sie die Schule Dünninger und Brückner annimmt, sondern auch weitgehend Einzelwallfahrt. Für 1642 wird auch ein Fall von Strafwallfahrten überliefert (S. 56). Die Aufklärung bietet auch für Laudenbach das bekannte Bild: Angriff gegen das Wallfahrtswesen, das sich aber nicht ganz unterdrücken lässt, und seit Ende des 18. Jahrhunderts eine Romantisierung. Das 19. Jahrhundert und die Gegenwart brachten eine Wiedererweckung der Wallfahrt, wenn auch in beschränktem Rahmen. Volkskundlich ist zum Beispiel aufschlussreich, dass der Devotionalienhandel um 1960 abgestellt wurde.

Laudenbach gehört nicht zu den grossen Wallfahrtsorten. Demgemäss ist auch die Quellenlage schmaler. Der Verfasser hat sie soweit als möglich ausgewertet und dabei verschiedene volkscundlich interessante Details hervorgehoben, wie auch der Anhang über Mirakel belegt.

Louis Carlen

JACK GOODY: Die Entwicklung von Ehe und Familie in Europa. Berlin: Reimer 1986. 350 S., Abb., Karten. Tab.

«Wie kam es» – so fragt der Verfasser –, «dass sich etwa ab 300 n. Chr. bestimmte allgemeine Züge des europäischen Erscheinungsbildes von Verwandtschaft und Ehe anders gestalteten?» (S. 17): anders als in den antiken Gesellschaften, die dieser Zeit vorausgingen, und anders auch als in den Mittelmeergesellschaften des Nahen Ostens und Nordafrikas späterer historischer Phasen. Der Sozialanthropologe Goody greift tief in die Geschichte hinein, um die Wurzeln jenes spezifisch europäischen Musters ausfindig zu machen, das die Strukturen der Familie während des gesamten Mittelalters formte, mit Beginn der Neuzeit unterschwellig weiterwirkte und sich bis heute nicht gänzlich verloren hat. Die volkscundliche Familienforschung wird hier bereichert durch eine makrohistorisch-ethnologisch ausgerichtete Analyse fundamentaler Prozesse von langer Dauer: Und diese *longue durée* lässt gängige Vorstellungen zur Genese der sogenannten modernen Kleinfamilie, des Ehekonsenses, der Heiratsstrategien usw. in einem neuen Licht erscheinen. Das Buch handelt von der engen Verknüpfung zweier Sachverhalte: dem Aufkommen und der Durchsetzung exogamer und die Position der Individuen bzw. der Ehepaare stärkender Tendenzen einerseits und dem Weg des Christentums von der Sekte zur landbesitzenden

Kirche andererseits. Es vollzieht den Umbau der familialen Ordnung nach; ein Umbau, der die kirchlich institutionelle Güterakkumulation erst möglich machte und der unter dem Druck des damit verbundenen Machtzuwachses immer stringenter durchgeführt wurde.

Goody richtet sein Augenmerk auf die – zeitweise geradezu ins «Astronomische» weisenden – Gesetzesverschärfungen zur Verwandtenheirat, auf die Stigmatisierung des Konkubinats sowie auf das Verbot der Adoption. Als gemeinsames «Motiv» macht er hinter diesen drei Punkten eine Kirchenpolitik ausfindig, die es Verwandtschaftsverbänden immer schwieriger machte, Besitz über die Generationen hinweg in der eigenen Gruppe zu halten, und zwar dadurch, dass sie die angestammten Erbschaftsstrategien durchkreuzte, welche darauf abzielten, die männliche Nachfolge sicherzustellen. Indem nun zugleich das konjugale Paar – und damit einhergehend z. B. auch die Verfügungsrechte der Witwen – auf Kosten der erweiterten Verwandtschaft favorisiert wurde, waren die strukturellen Ausgangsbedingungen dafür geschaffen, die Kirche als Erben einzusetzen, zumal sie – im Falle der Witwen – mit dem Verbot des Levirats deren (dadurch notwendig gewordene) Versorgung mit übernahm. Testamentarisch der Kirche übereigneter Besitz war den Seitenlinien so gut wie entzogen; einzige Möglichkeit eines Wiedergewinns war das sogenannte Rückkaufrecht, das *retrait lignager*. Bündig resümiert der Verfasser am Schluss des Textes seinen Argumentationszusammenhang: «Um zu wachsen und zu überleben, musste die Kirche Besitz anhäufen, und das hieß: die Kontrolle darüber erreichen, wie Besitz von einer Generation auf die nächste übertragen wurde. Da die Verteilung des Besitzes zwischen den Generationen verknüpft ist mit den Heiratsmustern und der Legitimität von Kindern, musste die Kirche darüber Macht gewinnen, um die Erbschaftsstrategien beeinflussen zu können» (239).

Die Untersuchung ist aus mehreren Gründen faszinierend und sei besonders jenen Volkskundlern zur Lektüre empfohlen, die hinter ethnologisch-historischen Zusammenstellungen zum Thema den stringenten Erörterungszusammenhang vermissen. Goody selbst allerdings macht einschränkend darauf aufmerksam, dass sein Diskurs eine so weite räumliche und zeitliche Spanne umfasst, dass er vielen Fachgelehrten oberflächlich erscheinen muss (238). Dennoch schmälert dieser Umstand nicht den Respekt davor, wie hier eine – notwendigerweise selektierende – Materialfülle die Argumentationskette ohne Ausuferungen trägt, wie Historiographie und Ethnologie konstruktiv fusionieren und wie schlüssig der Autor mit Hilfe einer materialistisch-strukturalen Analysemethoden Quellen unterschiedlichster Provenienz zusammenschauen in der Lage ist. Das Buch wird bestimmt den Wunsch nach Korrekturen, nach Relativierung und nach genaueren Nachforschungen wachrufen: Dies wird ihm indes keinen Abbruch tun, sondern das Verdienst unterstreichen, auch in die volkskundliche Familienforschung neue Impulse hineingetragen zu haben. Zum Schluss sei darauf hingewiesen, dass dem Text ein Anhang beigegeben ist, der instruktiv über Verwandtschaftsbegriffe und Verfahren der Übereignung diskutiert; ausserdem findet sich ein brauchbares Register. Der schwierigen Übersetzungsarbeit allerdings hätte es nicht geschadet, wenn der Dietrich Reimer Verlag seine verlegerische Aufgabe noch ein wenig profunder wahrgenommen hätte. Andreas Hartmann

ELFRIEDE GRABNER: Grundzüge einer ostalpinen Volksmedizin. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften 1985. 289 S., 40 Abb. (Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkkunde, 16).

Die Autorin, heute Custos I. Klasse an der Abteilung «Steirisches Volkskundemuseum» im Steiermärkischen Landesmuseum in Graz und Dozentin an der Universität Graz, ist als Forscherin und Publizistin auf dem Gebiet der Volksmedizin bestens bekannt. Im vorliegenden Buch, hervorgegangen aus der Habilitationsschrift, fasst sie an die siebzig eigene Artikel zu «Grundzügen» einer historischen Volksmedizin – vorwiegend des ostalpinen Raumes – zusammen. Dabei beschränkt sie sich bewusst auf Wesentliches: 1. Krankheitsvorstellungen; 2. Krankheitsfindung: Diagnose und

Prognose; 3. Krankheitserklärung; 4. Schutz- und Heilmittel; 5. Empirische und magische Heilpraktiken. Innerhalb dieser Hauptkapitel werden ausgewählte Beispiele ausführlicher dargestellt; unter 1 ist zum Beispiel die Rede vom Fieber, den Kinderkrankheiten und dem «heiligen Feuer», unter 4 vom Mond, dem «Wurm» und den «drei schwebenden Blutstropfen». Ausgangspunkt bildet die reiche Dokumentation des Volkskundemuseums Graz. Unter verschiedenen Aspekten analysiert und mit dem Material anderer Disziplinen konfrontiert, verdeutlicht sich die ganze Vielschichtigkeit des Komplexes «Volksmedizin», insbesondere auch in seinen Beziehungen zur sogenannten «Schulmedizin», wie der jeweilige Stand der «wissenschaftlichen Medizin» (wohl allzu sehr vereinfachend) genannt wird. So ist ein reich dokumentiertes, dennoch übersichtliches und leicht benützbare Werk entstanden, das einen gewichtigen Beitrag zu einem wenig beachteten Gebiet leistet und sowohl für den Medizinhistoriker wie auch für den Volkskundler, dem an der historischen Dimension der «Volksmedizin» gelegen ist, unentbehrlich sein wird.

Urs Boschung

BRÜDER GRIMM GEDENKEN Band 4 – 1984. Hg. von Ludwig Denecke. Marburg: Elwert 1984. VIII + 216 S., Abb. (Schriften der Brüder Grimm-Gesellschaft Kasel, 8).

BRÜDER GRIMM GEDENKEN Band 5 – 1985. Hg. von Ludwig Denecke. Marburg: Elwert 1985, VIII + 268 S., Abb. (Schriften der Brüder Grimm-Gesellschaft Kasel, 11).

Jene philologischen Filigranarbeiten und editionsgeschichtlichen Materialien, aus welchen die Grimm-Forschung weiterhin Nutzen zieht, erfüllen auch in den Bänden 4 und 5 eine wichtige Funktion der Reihe «Brüder Grimm Gedenken»; des Forschungsorganes also, dessen Gründer *Ludwig Denecke* am 200sten Geburtstag von Jacob Grimm eine jährliche Erscheinungsweise ankündete. So präsentiert er selbst die «Dritte Sammlung von Buchwidmungen an die Brüder Grimm» (1984, 200–208) und ediert Jacob Grimms Vorlesung «Über Schule, Universität, Academie» nach dessen Handexemplar mit allen handschriftlichen Zusätzen (1984, 1–55). Verlegerbriefe an Georg Andreas Reimer in Berlin wegen der KHM (behandelt von *Jutta Rissmann*; 1984, 114–119) und an den Salomon Hirzel Verlag in Leipzig (kommentiert von *Alan Kirkness*; 1984, 183–195) zeigen ebenso symptomatische Details wie etwa Beiträge über die Vorlesungstätigkeit von Jacob in Göttingen (*Else Ebel*; 1984, 56–98) und über Wilhelms Einleitung zum Freidank-Kolleg (*Arnold M. Klein* und *Ralph Arndt*; 1985, 94–125), welche die Forschung im Kontext der Lehre darstellen. Von den Auslandskontakten der Brüder zeugt der Briefwechsel mit dem Leidener Gymnasiallehrer Matthias de Vries (bearbeitet von *Cornelius Soeteman*; 1984, 148–182), in welchem Jacob für die Wiederaufnahme der niederlandistischen Germanistik plädiert, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine kurze Konjunktur erlebte. Komplexer erscheinen die Beziehungen zu Böhmen, wie sie *Hans-Bernd Harder* (1984, 99–113) herausarbeitet. Jacobs Bitte an Christian Brentano, ihm böhmische Volksbücher zu senden, hat eben sowohl sprach- wie literaturwissenschaftliche Gründe. Im Zentrum dieser Auslandsbeziehungen steht allerdings der Briefwechsel «mit dem bedeutendsten slawischen Gelehrten seiner Zeit, Josef Dobrovský».

Soweit einige Hinweise. Neben diesen – und weiteren! – Beiträgen, welche gleichsam biobibliographische Grundlagenforschung zugänglich machen, seien folgende Aufsätze besonders erwähnt:

Otfried Ehrismann geht jenen «Anstössigkeiten» nach, welche die Begrifflichkeit der Grimms annimmt, sobald die beiden Brüder über Mythos, Sage und Epos schreiben. Er versucht nun die Denkmuster hinter der – ihn befremdenden – Metaphorik zu ergründen mittels Schellings früher Mythologiephilosophie. Dabei kritisiert er die bisherige Forschung, welche den Grimms keine selbständige Schelling-Rezeption zutraute, sondern weitgehend bloss sekundäre Kenntnisse via Savigny, Görres und andere vermutete. Mit seinem Ansatz erreicht Ehrismann – ebenfalls entgegen bisherigen Usancen – eine Differenzierung der Definition von «Naturpoesie»: «Herder dachte linear, die Grimms dialektisch, und zwar immer in jener milden und zögerli-

chen Form Schellings, die die Gegensätze nicht schroff zusammenprallen lässt, sondern sie durch mancherlei Abschwächungen und Übergänge einander nähert» (38). Nachfolgend überprüft Ehrismann verschiedene Interpretationen des Grimmschen Denkens aus dem philosophiegeschichtlichen Blickwinkel, das heisst von der Perspektive aus, welche ihrerseits Schelling lange verdrängte. Dieser Aufsatz «Philologie der Natur – die Grimms, Schelling, die Nibelungen» (1985, 35–59) lässt sich hier kaum befriedigend resümieren. Seine Gedanken sind – um es in Ehrismanns Terminologie auszudrücken – «anstössig». Aber nicht wegen einer schwärmerischen Begrifflichkeit, sondern gerade weil der Verfasser verschiedene Urteile, insbesondere zum mythologischen Denken, als Pauschalitäten erkennbar macht. Seinerseits bietet er dann aber auch ein Gesamtsystem an, indem er durch seinen Rückgriff auf Schellings Naturphilosophie sowohl das «Nibelungische in der Geschichte» wie auch die theologischen Aspekte der Philologie in seiner Interpretation des Grimmschen Denkens nahtlos integrieren kann. Summa summarum: Neue Töne sowohl in diesem publizistischen Umfeld als auch wegen Ehrismanns teils eigenwilligem Sprachduktus und vor allem eine Herausforderung, beim Diskurs über die mythologische Schule differenzierter vorzugehen.

Heinz Röllekes Beitrag über «Frontalbo redivivus. Ein Zeugnis für Jacob Grimms Mitarbeit an Arnims 'Zeitung für Einsiedler'» (1985; 60–67) ist eine weitere Miniatur des Wuppertaler Literaturwissenschaftlers zu seiner quellenkritischen Gesamtschau der Editionen aus diesem Freundeskreis. Und einmal mehr erstaunt einem Clemens Brentano durch seinen sorglosen Umgang sowohl mit der Korrespondenz seiner Partner als auch mit gedruckten Vorlagen. Neben Charlotte Oberfeld, welche «Der arme Junge im Grab» KHM 185 (1985; 130–137) mit dem Text bei Ludwig Auerbach vergleicht, untersucht auch Rölleke die «Volkssagen aus Vorarlberg» von J. F. Vonbun als eine späte Quelle für die KHM (1984; 126–133). Gerade Röllekes Arbeiten, aber auch andere Auflagen-Vergleiche bei den KHM zeigen gewissermassen deren Pädagogisierung. Anmerkende Beiträge wie die vorliegenden bestätigen diese Tendenz; ja, das späte Einbeziehen von Legenden (Vonbun) beziehungsweise eines Exempels (Auerbach) bietet eigentlich die sprechenderen Belege für diese Wertverschiebung, vor allem bei Wilhelm Grimm. Der Corpus der «späten Texte» wäre einmal unter dem Gesichtspunkt eines Rezeptions-Feedback zu betrachten, als Symptom und Produkt einer zunehmenden Funktionalisierung der KHM im Rahmen der Kinderlektüre.

Solche Aspekte stehen im Zentrum eines Aufsatzes von *Kyoko Takano* über «Die Übersetzung Grimmscher Märchen und die Einführung der Jugendliteratur in Japan» (1985; 138–175). Die frühen Übersetzungen einzelner Grimm-Märchen (1881/2) und Aesopscher Fabeln waren Teil des Verwestlichungsprozesses des Inselstaates in der Meiji-Aera, wo sie anfänglich ohne ein publizistisch angemessenes Umfeld erschienen. Indessen entstanden in dieser Zeit nicht nur die ersten Kinderzeitschriften, sondern das Märchen «Koganemaru» von Sazanami Iwaya gilt als eigentlicher Grundstein der japanischen Kinderliteratur. Sazanami, der anscheinend durch Franz Ottos «Der Jugend Lieblingsmärchenschatz» (Leipzig/Berlin 1880) zum Schreiben angeregt wurde, hat mit seinen Übertragungen und eigenen Dichtungen einen Stil geprägt, dessen Vorbildhaftigkeit dem der Brüder Grimm vergleichbar ist. Die Verfasserin erläutert daran die konstituierende Funktion der KHM für die japanische Kinderliteratur überhaupt. Am Beispiel der «Klugen Bauerntochter» (KHM 94) zeigt Frau Takano ausserdem die textliche Integration japanischer Umgangsformen, während sie die Nutzbarmachung einer Grimm-Adaption für die Konfuzianische Morallehre an einem Textkonglomerat illustriert (eine Verbindung von KHM 9, 25 und 49). Dass Sazanami nicht allein übersetzte, durch einen Deutschland-Besuch (1902) seine Vermittlerrolle ausbaute (er brachte u.a. auch die Idee des Bühnenmärchens nach Hause), sondern sich auch theoretisch zu den Märchen äusserte, verdeutlicht – einmal mehr! –, dass die KHM stets in einem intensiv dialektischen Verhältnis zu einem folkloristischen und pädagogischen Überbau zu interpretieren sind. Indem Kyoko Takano die produktive Seite der japanischen Märchenrezeption schliesslich beson-

ders behandelt, ist ihr Aufsatz ein enzyklopädischer Beitrag zur japanischen Erzählforschung der Taisho-Aera; einer Blütezeit, da die Märchenliteratur sich anfangs unseres Jahrhunderts von der Kinderliteratur entfernte und als Alternative zu den dominanten Formen Lyrik und Tagebuch den Kanon der Fiktion entscheidend bereicherte.

Yea-Jen Liang untersuchte die Bekanntheit der KHM im chinesischen Kulturraum (1985; 176–184), wobei (nach einem kurzen Überblick zur Übersetzungsgeschichte) bibliografische Recherchen und eine kleinere Umfrage die Basis bilden. Da die Erhebung mit Fragebogen bei Schulkindern auf Taiwan durchgeführt wurde, ist der hohe Popularitätsgrad leicht verständlich, während in der Volksrepublik China die KHM durch die Kulturrevolution verdrängt und erst in den letzten Jahren erneut entdeckt wurden.

Wenn man beispielsweise noch die frühe Rezeption der KHM in der Toskana berücksichtigt (Beitrag von *Lucia Borghese* 1984; 134–147), so ist es ein Hauptfazit der hier vorgestellten Bände, dass die Grimmschen Texte, ediert als Nationalliteratur, internationalisiert mit parallelem Effekt für andere Nationen und schliesslich weltweit verbreitet im Zuge verschiedenster Kolonisationsformen, dass diese Texte also sich anbieten, die Komplexität literarischer Produktion und Rezeption darzustellen. Allein schon die phänomenologische Arbeit von *Annemarie Verweyen* (1985; 193–268, mit teils farbigen Abbildungen) vermag eine solche «sekundäre Exempelfunktion» der KHM materialreich zu belegen. – Diese Gewichtung der Rezeptionsgeschichte entspricht einer Vermittlungsrealität der KHM, weshalb dem Herausgeber für die entsprechende Berücksichtigung zu danken ist; verbunden mit der Hoffnung, dass neben der biobibliographischen Realienkunde zu den Brüdern Grimm die Wirkungsgeschichte weiterhin gepflegt wird.

Hans ten Doornkaat

BENGT HOLBEK: *Interpretation of Fairy Tales. Danish Folklore in a European Perspective*. Helsinki: Suomalainen Tiedeakatemia 1987. 660 S. (FF Communications, 239).

Der Verfasser, führend tätig am Universitätsinstitut für Volksüberlieferungs-forschung (folkemindeforskning) in Kopenhagen, versucht das Problem der Interpretation von Märchen auf einer grundsätzlichen Ebene zu lösen. Seine dänische Dissertation (Habilitationsschrift) konzentriert sich dabei auf einen exemplarischen Korpus von Märchenaufzeichnungen des bedeutenden dänischen Folkloristen Evald Tang Kristensen (1843–1929; ETK). In einem ersten Teil diskutiert Holbek die Prinzipien der Textauswahl (The Sources; S. 23–183). Es gilt, für den Textkorpus den historischen und kulturellen Hintergrund zu dokumentieren und den Grad seiner Traditionsgebundenheit und -treue (quality and fidelity to tradition) zu analysieren.

In einem zweiten Teil geht es um die Interpretationsmethode (The Method; S. 187–453), wobei bisherige historische, psychologische, morphologisch-strukturelle und soziohistorisch-soziopsychologische Ansätze diskutiert werden. Daran schliesst Holbek seine eigene, neue, «more comprehensive view of the character of fairy tale tradition» an, und eine Theorie der «production of symbols in fairy tales» wird vorgestellt, welche die eigentliche These der Arbeit ergibt.

In einem dritten Teil, der Anwendung (The Application; S. 457–597), werden zwei Interpretationsreihen entwickelt: eine verschiedener Varianten zu einem einzigen Märchentyp und eine mit unterschiedlichen Typen. Mit der Zusammenfassung werden zukünftige Aufgaben der Forschung skizziert.

Holbeks Arbeit reiht sich einerseits ein in die Beschäftigung mit dem immensen Sammelerggebnis des jütländischen Volkskundlers ETK (vgl. auch Joan Rockwell: Evald Tang Kristensen. *A lifelong adventure in folklore*. Aalborg and Copenhagen 1982), andererseits will sie bewusst aus dem Rahmen der Wissenschaftsgeschichte fallen. Bisherigen Methoden der Märchenforschung fehlte die umfassende Zusammenschau, die hier angestrebt wird. Der Verfasser bleibt jedoch in der Praxis selbst punktuell bei ETKs Material, das aus damals vorwiegend armen Gegenden in Mittel-

jütland (Hammerum/Viborg; vgl. Karten S. 52, 141, 143) zwischen 1868/71 und 1901/05 zusammengetragen wurde (vgl. Katalog, S. 94–139). Die behandelten Märchentypen männlicher und weiblicher Erzähler mit entsprechender typischer Erzählperspektive werden aufgelistet (S. 162–169). Die Persönlichkeit der 127 Gewährspersonen wird beschrieben, die (durchweg erschlossenen) Erzählgelegenheiten kurz erläutert. Ein Ergebnis ist, dass das Erzählrepertoire die Lebensbedingungen seines Trägers in hohem Masse spiegelt. Solches ist aus den Erfahrungen moderner Feldforschung entwickelt und sei mit den herkömmlichen Methoden angeblich nicht zu erarbeiten gewesen. «Question of meaning» ist nicht erst seit der Tagung in Bergen/Norwegen 1984 zum Modewort geworden, und ein zentraler Satz bei Holbek lautet: «What do these tales mean? That is our problem» (S. 17). So viele Antworten es dazu gibt, so oft wird sich der Verfasser auch gefallen lassen müssen, selbst «nur» als Vertreter einer (eigenen) Schule aufgeführt zu werden; sein Absolutheitsanspruch («Folklorists have never considered matters of this kind [kritische Grundlagen der Interpretation] in any detail ...», S. 187) wird ihn davor kaum schützen. Die Übertragung von modernen Feldforschungsmethoden auf ein archivierte Material ist bemerkenswert, zeigt aber auch die Grenzen der Arbeit. So wie die Situation für Mitteljütland vor 1870 nur erschliessbar ist, so sind auch Rückfragen beim Sammler heute nicht mehr möglich. Der Versuch, relevante Kontextinformationen in grösserer Breite zu erarbeiten, bleibt deshalb ein Wunsch, und die Deutung beschränkt sich wiederum im wesentlichen auf die Texte. Interpretationsziel ist «the narrative event as a whole; but we only have its reflection in the record of the text» (S. 410). Trotzdem hält Holbek fest: wichtig sei die Analyse des individuellen Erzählers, die Klärung der Bedeutung des Märchenerzählers als Vorgang für ein traditionsgebundenes bäuerliches Proletariat (S. 182). Da sich der Erzähler mit seinem Märchen identifiziert, liegt im Text seine jeweilige Deutung von arm und reich, gut und böse, Erfolg und Misserfolg, Kindheit und Erwachsenenwelt, maskuline und feminine Ansichten. Mit Lutz Röhrich (1956) spiegeln Märchen so tägliches Leben; eine kulturspezifische Interpretation ist notwendig, eine genretypisierende nicht möglich (noch nicht, offenbar trotz Max Lüthis Arbeiten; S. 183).

Hat Holbek sein Ziel erreicht? Die Voraussetzungen waren offenbar mager: «ETK's biographical notes [...] do not contain detailed information as to the occasion for narrating» (S. 170). «Regrettably, ETK concentrated on recording tales, not opinions» (S. 194). Andere Quellen waren anscheinend nicht erschliessbar. Der Verfasser vermag «nur» aus den Texten die symbolische Sprache dieser Märchen (Zauber märchen oder «eigentliche Märchen», AT 300 ff.; vgl. Index S. 657 ff.) zu erschliessen, wobei er recht grosszügig alle bisherigen Deutungen nach zum Teil sehr eingehender Diskussion verwirft – auch etwa den strukturalistischen Ansatz (S. 323–389): «The approaches of [...] do not lead to a conception of fairy tales which can form the basis for interpretative work» (S. 385) und «... no one else had made a sufficiently broad survey» (S. 401).

Holbek operiert mit dem Begriff «tale role» (Funktion des Helden/der Heldin für den Ausgang der Handlung; S. 410) und versteht Märchenhandlung als eine Entwicklung vom Hinderungsgrund zur Hochzeit, vom Aschenputtel zur Prinzessin, vom – mit Personenwechsel – «falschen» Bösewicht zum anerkannten Helden. Zu den für die Erzählerin bzw. den Erzähler offenbar wichtigen Oppositionen wie «jung/erwachsen», «männlich/weiblich» und «hoch/niedrig» entwirft Holbek ein anschauliches Kubusmodell (S. 432 f.). Die übernatürlichen Erzählelemente der Zauber märchen sind Symbole für die alltägliche Realität der Erzählgemeinschaft (same line of transmission), für die der Märchentyp (same narrative pattern; S. 453) eine «bessere Welt» entwirft. Motive gleicher finaler Funktion (Allomotive im Sinne von Alban Dundes; «motifemic equivalence»; S. 496) und im Splitting («Spaltung» im Sinne von Otto Rank) gewonnene gegensätzliche Figuren (Pechmarie/Goldmarie) sind erzähltechnisch identisch, und damit entfallen die Spekulationen über die Bedeutung mancher Einzelmotive. Zuletzt benützt Holbek dieses Interpretationsmodell m.E. überzeugend am Beispiel verschiedener Aufzeichnungen von «König Lindwurm» (AT

433 B; vgl. S. 457 ff.) und verschiedener Märchen von fünf Gewährsleuten mit ihren individuellen Motivbearbeitungen (analog zum Gegensatzpaar «langue/parole»), aber auch gattungsbedingten Gemeinsamkeiten (Vokabular der Symbole; vgl. S. 577 ff.). Die innerhalb der neueren Märchenforschung in ihrer Nüchternheit und ihrer nachvollziehbaren Methodik sicherlich bemerkenswerten Arbeit schliesst mit dem Aufruf, ETKs Aufzeichnungen, die nur zu etwa 15% publiziert seien, in Gänze zugänglich zu machen.

Otto Holzapfel

HANS STEINEGGER: Schwyzer Sagen aus den Bezirken Gersau und Küsnacht und den Gemeinden Arth, Lauerz, Steinerberg, Sattel, Rothenthurm und Alpthal. Gesammelt und neu aufgeschrieben von Hans Steinegger. Band III. Schwyz: Riedter 1983. 219 S., Abb.

HANS STEINEGGER: Schwyzer Sagen aus den Gemeinden Lachen, Altendorf, Galgenen, Vorderthal, Innerthal, Schübelbach, Tuggen, Wangen, Reichenburg, Freienbach, Wollerau, Feusisberg und aus dem Bezirk Einsiedeln. Gesammelt und neu aufgeschrieben von Hans Steinegger. Band IV. Schwyz: Riedter 1985. 299 S., Abb.

Mit den Bänden III und IV ist ein Unternehmen zum Abschluss gekommen, das es sich zur Aufgabe gemacht hat, den weitverstreuten Sagenstoff des Kantons Schwyz zusammenzutragen und in einem mit Photos und Stichen illustrierten «Hauslesebuch» dem interessierten Leser zugänglich zu machen. Hans Steinegger, der Sammler und Bearbeiter dieses Werks, stützte sich dabei hauptsächlich auf schriftliche – sowohl gedruckte als auch unveröffentlichte – Quellen, versäumte es gleichzeitig aber nicht, in eigener Feldforschung heute noch lebendiges Erzählgut aufzunehmen.

Wie Steinegger bereits in seinem Vorwort zu Band I bemerkte, folgte er inhaltlich einem breit ausgelegten Gattungsbegriff «Sage» und berücksichtigte all jenes, was sich unter dem umgangssprachlichen «mä säit's» subsumieren lässt. Dies ist nicht nur legitim, sondern begrüssenswert, zumal die Sage nicht alleine auf «Erlebnis und Erinnerung ausserhalb des kirchlichen und naturwissenschaftlichen Weltbildes» (siehe Klappentext zu Band I) abzielt. Vielmehr geht es allgemein um eine interpretierende Erfassung von Erlebnis, Ereignis und Objektivation auf dem Hintergrund eines «umgreifenden Vorstellungshorizontes» (H. Bausinger), wo auch das «mä säit's» seinen Platz findet. Ebenso ist die Tatsache positiv hervorzuheben, dass der Sammler Varianten einzelner Sagen festhielt, was zusammen mit der Aufzeichnung mündlicher Stücke die individuellen Ausformungsmöglichkeiten von Volkserzählgut vermittelt.

Hans Steinegger strebte mit seiner Sammlung weder Vollständigkeit noch Wissenschaftlichkeit an, und dies ist durchaus zu akzeptieren. Doch gäbe es einige formale Punkte, wo es ein leichtes gewesen wäre, das Werk auch für den Volkskundler und seine Arbeit besser handhabbar zu machen. Darunter fallen eine durchgehende Numerierung der Erzählungen sowie eine präzisere Quellenangabe für die einzelnen Belege. Dass aus verlegerischen Gründen auf eine soziologische Einordnung der Gewährsleute verzichtet werden musste, leuchtet ein. Immerhin aber hätte man Namen und Alter erwähnen sollen (etwa für eine Rekonstruktion). Dagegen dürfen sich sowohl Laien als auch Fachwissenschaftler über die sehr ausführlichen Register (Namen, Orts- und Flurnamen, Sachen) in Band IV freuen, die ihnen den Zugriff auf die Stücke unter ausgewählten Gesichtspunkten erleichtern. Ebenso hat Steinegger hier an ein Glossar zum besseren Verständnis der Schwyzer Mundartausdrücke gedacht.

Während die stilistische Bearbeitung der Texte aus dem 19. Jahrhundert im Sinne einer Entschlackung angenehm auffällt, wäre es wünschenswert gewesen, den originalen Wortlaut von Steineggers Gewährsleuten durchwegs stehenzulassen und nicht nur ausgewählte Stücke in Schwyzer Mundart festzuhalten, z. B. um den Einfluss literarischer Vorbilder abzuwägen, individuelle Ausprägungen und deren veränderlichen Einfluss auf die Gattung aufzuzeigen u.ä.m. Doch war ja eine wissenschaftliche

Aufzeichnung eben nicht beabsichtigt; darüber hinaus ist einiges auch über Kontaktpersonen schriftlich mitgeteilt bzw. spontan berichtet und erst im nachhinein anhand von Notizen aufgeschrieben worden.

Für den dritten Band der «Schwyzer Sagen» nun hat Hans Steinegger mehr als 250 Stücke aus den Bezirken Gersau und Küssnacht sowie aus den Gemeinden Arth, Lauerz, Steinerberg, Sattel, Rothenthurm und Alpthal zusammengetragen und damit die Sagensammlung des inneren Kantonsteils abgeschlossen. Um das «sagenträchtige» Rigigebiet als Ganzes gebührend zu behandeln, hat er aber auch die Kantons-grenzen übersprungen und die benachbarten Luzerner Ortschaften Vitznau, Weggis, Hertenstein und Greppen berücksichtigt. Darüber hinaus ergänzen Nachträge die Bände I und II. Bemerkenswert am dritten Band ist die grosse Anzahl mündlicher Belege. Dies liegt im Umstand begründet, dass aus dem Raum Sattel, Steinerberg, Rothenthurm und Alpthal nur wenige oder gar keine Sagenaufzeichnungen existieren, weshalb sich Steinegger gezwungen sah, verstärkt eigene Feldaufnahmen durchzuführen. Die schriftlichen Quellen stammen zur Hauptsache aus Anton Blums «Rigibildern» sowie aus «Sagen und Legenden, Sitten und Gebräuchen aus Küssnacht a.d. Rigi» von Alfred Schaller-Donauer.

Der vierte und letzte Band schliesslich widmet sich dem Sagengut des Bezirks Einsiedeln sowie der zwölf Gemeinden der Bezirke March und Höfe. Es sind wiederum mehr als 250 schriftliche und mündliche Belege zusammengekommen, was sich im Vergleich zum Sammelergebnis aus dem inneren Kantonsteil jedoch eher spärlich ausnimmt. Dass der äussere Kantonsteil, mit Ausnahme des Wägitales und des Raumes Einsiedeln, weniger reich an Sagen ist bzw. die Sage vielerorts «nicht mehr lebendig ist», mussten aber bereits andere Sammler erfahren. Für den vierten Band stützte sich Steinegger im wesentlichen auf die Aufzeichnungen von J. Market, Jakob Ochsner und Eduard Wyrch, konnte jedoch auch Sammlungen jüngeren Datums heranziehen (P. Johannes Heim, Werner Röllin und Erwin Ruoss/Peter Zwiker). Nachträge zu den Bänden I–III, die bereits erwähnten Register und das Glossar schliessen den vierten Band ab.

Mit über 1300 gesammelten mündlichen und schriftlichen Belegen – übersichtlich gegliedert nach Ortschaften und Inhalt – hat Hans Steinegger sicherlich seine Absicht eingelöst, den Sagenstoff seiner engeren Heimat vor dem Vergessen zu bewahren, vor allem da er auch schwer zugängliches Material aus Archiven und Privatbesitz miteinbezog.

Daniela Walker

EDUARD STRÜBIN: Schwänke und Witze aus Jeremias Gotthelfs Geschichten-«Drucke». Hg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Basel: Krebs 1986. 229 S., Sach- und Motivregister (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 71).

Der in seiner hochdeutsch-berndeutschen Mischung allzu bieder klingende Titel unter dem Ausschnitt aus Dietlers schönem Gotthelf-Porträt könnte auf den ersten Blick jene Gotthelf-Leser befremden, denen der Dichter etwas völlig anderes und weit mehr ist als ein blosser Witzbold und Schwankerzähler. Eduard Strübin, ein ausgewiesener Gotthelf-Kenner und -Forscher, nimmt denn auch gleich im ersten Satz seiner Einführung Bezug auf den «kuriosen» Titel, und es zeigt sich alsbald, dass dieser in weiser Beschränkung auf die volkstümlichen Elemente allein gewählt wurde, deren Überfülle allerdings zu den charakteristischen Stilmerkmalen des wortgewaltigen Berners gehört. Diese eine Seite deutlicher herauszustellen, ist das angestrebte und erreichte Ziel Strübins, wobei ausdrücklich nicht künstlerische Gesichtspunkte die Auswahl bestimmen. Zum andern bildet die Sammlung aber auch einen gelungenen Beitrag zur volkskundlichen Erzählforschung.

Es empfiehlt sich, dem späteren «echten Lesevergnügen» zuliebe, vorerst die beiden erläuternden Abhandlungen am Schluss der Sammlung zu lesen: «Quellenfragen (S. 197–205) und «Funktion und Form» (S. 206–213). Wenn der Verfasser darauf hinweist, dass bei Gotthelf «das Selbsterlebte und Selbstgehörte bei weitem den Vorrang

vor dem Angelesenen» haben, deutet er auch die Grenzen der Quellenforschung in diesem speziellen Fall an. Um Bezüge zu den gängigen Schwanktypen nachzuweisen, hat er in beeindruckender Arbeit eine Reihe wichtiger alter und neuerer Schwanksammlungen untersucht und ist auf zahlreiche Parallelen gestossen, die bis zu Hans Sachs und weiter zurückreichen. So hat z. B. das Motiv der «übermässigen Safranmenge», das dem alten Götti in der Erzählung «Die schwarze Spinne» (XVII, 13 f.) als Neckerei dient, schon bei Hans Sachs verschiedentlich Verwendung gefunden. Aus den vielfältigen Vergleichen ergibt sich aber auch, dass manche Schwänke und Witze Gotthelfs mit dem geläufigen Typennetz gar nicht eingefangen werden können, eben deshalb, weil sie Ausdruck von des Dichters ureigenster Persönlichkeit sind.

In der Sammlung der 382 Stücke, welche den Hauptteil des Buches ausmacht, folgt die Gliederung gleichsam chronologisch den Bänden der historisch-kritischen Gesamtausgabe. Darüber, ob eine thematische Gliederung, die u. a. auch den beachtlichen qualitativen Unterschieden der einzelnen Stücke Rechnung getragen hätte, dem Ganzen nicht dienlicher gewesen wäre, mögen die Meinungen auseinandergehen. Die meisten Stücke werden zum besseren Verständnis durch eine Zusammenfassung des Kontexts eingeleitet und mit Worterklärungen, teilweiser Übersetzung ins Hochdeutsche und, soweit möglich, mit Hinweisen auf andere Quellen abgeschlossen. Die adäquate Übersetzung ins Hochdeutsche hat in der Tat ihre Tücken. So müsste z. B. «afe» (Stück 24, Zeile 8) nicht «vorerst», «einstweilen» heissen wie jenes in der darauffolgenden Zeile, sondern «schon einmal», oder «wenn er öppe dadüre gehe» (Stück 66) hätte wohl die Bedeutung, «wenn er gelegentlich hier vorbeikomme». Indessen muss vielleicht die Frage gestellt werden, wieweit Gotthelfs humoristische Ein- und Ausfälle überhaupt ins Hochdeutsche übersetzt werden können, ohne dass sie ihren Glanz verlieren.

Dem Leser aber, der die Sprache Gotthelfs im Ohr und seine Werke in der Erinnerung hat, bereiten die Stücke doch grösstenteils «echtes Lesevergnügen», und der Anhang mit den Angaben über damalige Behörden, Beamte, Münzen, Masse und Gewichte sowie einem ausführlichen Sach- und Motivregister erweist sich für den Laien und den Fachmann als äusserst hilfreich.

Im Wissen darum, dass der gesammelte und verarbeitete Volkswitz dem tiefgründigen, ganzheitlichen Humor Gotthelfs bloss stärkere oder schwächere Glanzlichter aufsetzt, die oftmals nur gerade für den Tag oder die Stunde aufblitzen, stellt uns Eduard Strübin aber auch Gotthelf-Zitate vor, welche in ihrer Zeitlosigkeit aktuell bleiben. So etwa dieses: «Böse Mäuler haben einer Republik nie geschadet, aber die verstopfen» (S. 213).

Hans Riedhauser

ISO BAUMER: Jakob Joseph Matthys. Priester – Sprachenkenner – Dialektologe. Stans: Historischer Verein Nidwalden 1985. 296 S., Abb. (Beiträge zur Geschichte Nidwaldens, 42).

Als Vater Niklaus Josef 1809 in Beckenried eine Schule eröffnete, «um junge Leute im Lesen und Schreiben zu unterrichten», erkannte der siebenjährige Jakob Matthys darin «etwas Wunderbares». Er wollte dies auch erlernen. Der Vater führte ihn in die Anfangsgründe dieser Kunst ein, und ein Verwandter zahlte dem lernbegierigen Knaben noch dreissig Tage Schulgeld. Mehr Schulbildung wurde ihm vorerst nicht zuteil. Von da an musste Jakob Joseph, das älteste von sechs Kindern, mithelfen, die Familie zu ernähren, nämlich «Seide zum Kämmen verarbeiten, Seide und Baumwolle zu spinnen, und in späterer Zeit mit meinem Vater über Berge und Thäler, durch Wälder und Wiesen, von Haus zu Haus zu laufen, um mit ihm Harz zu sammeln, Wurzeln für Ärzte und Branntweinbrenner zu graben, Holz für Kiefer [Küfer] und andere Handwerker zu suchen, und einen kleinen Handel zu treiben» (147). Später, 1821, treffen wir ihn als Tagelöhner und Knecht in Wolfenschiessen. Von da zog er als «Schweizer» nach Öttingen in Bayern. Dort entdeckte er am Marktstand eines Buchhändlers eine lateinische Grammatik und ein Wörterbuch. Von da an hatte er, nach eigenen Erzählungen, nur mehr eines im Kopf und konnte nun endlich tun, was er sich

schon lange gewünscht hatte: Latein zu lernen. Zurück in der Heimat sorgte sein Pfarrer dafür, dass der junge Mann Geld fürs Studium bekam und Geistlicher werden konnte. Seine erste Pfründe trat Matthys 1831 in Niederrickenbach an.

Erst ab dieser Zeit wird Baumers Matthys-Biographie ausführlicher. Zu Jugend und Ausbildung bringt er nur einführende Bemerkungen und überlässt es dem Leser, die Informationen zu Matthys' erster Lebenshälfte in der Autobiographie, die im Anhang erstmals veröffentlicht vorliegt, nachzulesen. Schade, denn Matthys' Text, eine einmalige Quelle zur Lebenssituation einer Unterschichtsfamilie in Nidwalden zu Beginn des 19. Jahrhunderts, hätte eine eingehendere Interpretation verdient. Doch Baumers Interesse gilt in diesem Buch weniger den sozial- und kulturgeschichtlichen Fragestellungen als Matthys' Verdiensten als Dialektologe sowie dem Phänomen der Polyglottie. Erstmals ist es hier nämlich möglich, die Sprachkompetenz eines historischen Polyglotten und zum Teil auch dessen Lernmethode zu überprüfen. Baumer liess die in 33 verschiedenen Sprachen verfasste Autobiographie Matthys' von Fachleuten beurteilen. Dabei erstaunten die breiten Fremdsprachenkenntnisse, die ausgewogene schriftliche Darstellung des Textes und die flüssigen, ästhetisch ansprechenden Handschriften des Kaplans. Interessant sind die Nachforschungen Baumers in bezug auf Matthys' Lernmethoden und die Art der Bücher, welche diesem zum Erlernen einer Sprache dienten. Im allgemeinen aber schätzt Baumer dessen Polyglottie als «geniale Absonderlichkeit» ein (113), räumt aber ein, dass dieser eine grosse grammatikalisch-strukturelle und lexikalisch ausgerichtete Sprachbegabung hatte (83). Schon zu Lebzeiten hatte Matthys den Ruf eines «homo grammaticus» (79). Dieser Charakterisierung wurde er auch durch seine Mitarbeit bei der Entwicklung der Welthilfssprache von Henri-Joseph-Francois Parrat gerecht, vor allem aber in seinen letzten Lebensjahren als Dialektologe. Für Friedrich Staub, den Gründer des Schweizerischen Idiotikons, erarbeitete er zwischen 1862 und 1866 eine Grammatik des Nidwaldner Dialekts, ein Wörterbuch und den Anfang einer Sprichwortsammlung. Es ist bedauerlich, dass Matthys seinen Plan, Sprichwörter, Redensarten und Kinderlieder systematisch zu sammeln und die Blätter in Obwalden und Engelberg ergänzen zu lassen, nicht mehr ausführen konnte.

Ein interessantes Buch, gut lesbar und vor allem wertvoll durch die im Anhang erstmals edierte Autobiographie und die Grammatik des Nidwaldner Dialekts.

Brigitt Flueler